

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Ostern.

Ostern! Ueber fernem Hügel
 Taucht empor dein erster Strahl;
 Auf der Morgenröthe flügel
 Schwebst du über Berg und Thal;
 Frischer rauscht im Wald die Quelle
 Und des Bachs geschwäh'ge Welle,
 Plaudernd mit dem Felsgestein,
 Und es tucht die Anemone
 Ihre luft'ge Blüthenkrone
 In der frühe goldnen Schein.

Und die Knospen werden rege,
 Und das Blatt die Hülle sprengt,
 Und im waldigen Gehege
 Alles sich zum Lichte drängt.
 Nun entbrennt auf deinem Herde
 Die erlosch'ne Gluth, o Erde,
 Die aus deinen Tiefen bricht.
 Deine Lenze kehren wieder,
 Deine Blumen, deine Lieder,
 Aber deine Todten nicht.

Deine Todten, tiefgeborgten
 In dem mütterlichen Schoß!
 Selbst am Auferstehungsmorgen
 Giebst du nicht die Deinen los.
 Ach, mit ihnen hat die Klage
 Goldne Träume künft'ger Tage,
 Schönes Hoffen aufgebahrt!
 Noch hat keine Sonnenwende
 Heißer Thränen Opferpende
 Trostlos Trauernd'n erspart.

Doch die Welt ist licht und offen,
 Und es naht ein schön'rer Tag!
 Laßt uns glauben, laßt uns hoffen,
 Daß er bald erscheinen mag!
 Ja, ein künft'ges Ostern kröne
 Alles Gute, alles Schöne,
 Wälze von der Gruft den Stein,
 Daß die Menschheit auferstehe
 Aus dem tausendjähr'gen Wehe,
 Glücklich, edel, frei und rein!

Rudolf v. Gottschall.



Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Am dem festgesetzten Tage war der Herzog mit seiner Gemahlin und einem zahlreichen Gefolge in Fürstenstein eingetroffen, und damit zog auch jenes glänzende, bewegte Leben ein, das sich in früheren Zeiten so oft in dem weiten, prachtvollen Jagdrevier des „Waldes“ entfaltet hatte.

Der jetzige Landesherr war allerdings kein leidenschaftlicher Jäger, und der alte Jagdsitz seiner Vorfahren hatte jahrelang vereinsamt gestanden oder war nur flüchtig aufgesucht worden. Jetzt aber, wo man einen wochenlangen Aufenthalt in Aussicht genommen hatte, bot das weitläufige Schloß nicht Raum für all die Gäste. Man mußte einen Theil derselben in dem nahen Waldhofen unterbringen, und das Städtchen befand sich wie die ganze Umgegend in festlicher, freudiger Aufregung. Die Besitzer der einzelnen benachbarten Schlösser und Landsitze, die wie Fürst Adelsberg meist den ersten Familien des Landes angehörten, wurden durch die Anwesenheit des Hofes veranlaßt, gleichfalls ihren Herbstaufenthalt hier zu nehmen, fast jeder hatte eine Anzahl von Jagdgästen mitgebracht, und so entwickelte sich in den sonst so stillen Waldbergen ein ungewohntes Leben und Treiben, dessen Mittelpunkt selbstverständlich Fürstenstein bildete.

Heute strahlte das Schloß im vollsten Lichtglanze, die sämtlichen Fenster der oberen Stockwerke waren erleuchtet und im Hofe warfen die Pechfadeln ihr rothes Licht auf die altersgrauen Mauern und Thürme. Es war die erste größere Festlichkeit seit der Ankunft des kaiserlichen Paares, zu welcher die sämtlichen Gutsbesitzer der Nachbarschaft, die höheren Beamten des Bezirkes und überhaupt alles geladen war, was auf Beachtung Anspruch machen konnte. Das durchweg im großen Stile angelegte Schloß verfügte auch über eine Anzahl stattlicher Festräume, die jetzt, im hellen Tageslicht, mit ihrer alterthümlichen aber kostbaren Einrichtung und der zahlreichen Gesellschaft, die sich darin bewegte, einen äußerst glänzenden Eindruck machten.

Unter den gleichfalls zahlreich anwesenden Damen war die junge Gemahlin des preussischen Gesandten eine völlig neue Erscheinung. Die Trauer um den kurz nach ihrer Vermählung verstorbenen Vater hatte sie bisher von jeder Festlichkeit ferngehalten, sie trat heut zum ersten Male in diesen glänzenden Kreis, wo die Stellung ihres Gatten ihr einen bevorzugten Platz sicherte, und wurde auch von dem Herzog und seiner Gemahlin mit sichtbarer Auszeichnung behandelt.

Von Seiten der Damen wurde freilich das Aufgehen dieses neuen Sternes mit einigem Mißvergnügen betrachtet. Man fand, daß Frau von Wallmoden in ihrer kühlen stolzen Ruhe sehr hochmüthig sei, und sie hätte doch am wenigsten Grund dazu. Man wußte es ja, daß sie eine geborene Bürgerliche war, die von Rechts wegen gar nicht in diese Kreise gehörte, wenn der Reichthum ihres Vaters und dessen hervorragende Stellung in der Industrie seines Landes ihr auch einen gewissen Vorzug gaben. Trotzdem bewegte sie sich auf dem ihr völlig fremden Boden mit einer merkwürdigen Sicherheit, der Herr Gemahl mußte sie gut geschult haben für dies erste Auftreten.

Die Herren waren anderer Meinung: sie fanden, daß Seine Excellenz der Gesandte sein diplomatisches Talent am glänzendsten in eigener Sache bewährt hatte. Er, der schon an der Schwelle des Alters stand, hatte es gleichwohl verstanden, mit der Hand dieser jungen schönen Frau ein Vermögen zu erlangen, welches, an sich schon bedeutend genug, durch das Gerücht ins Ungemessene vergrößert wurde. Das war ein Erfolg, um den man ihn allseitig beneidete. Wallmoden selbst schien keineswegs überrascht durch den Eindruck, den die Schönheit und das Auftreten seiner Gemahlin so sichtbar hervorbrachte, sondern nahm das als selbstverständlich hin. Er hatte es nicht anders erwartet, das Gegenheil würde ihn im höchsten Grade befremdet haben.

Augenblicklich fand er mit seinem Schwager, dem Oberforstmeister, in einer Fenster niche und fragte, nachdem sie einige gleichgültige Bemerkungen über das Fest und die Gäste ausgetauscht hatten, wie beiläufig:

„Was ist denn das für eine Persönlichkeit, die Fürst Adelsberg eingeführt hat? Kennst Du sie?“

„Du meinst den jungen Rumänen?“ fragte Schönan. „Nein, ich sehe ihn heut zum ersten Male, habe aber allerdings schon von ihm gehört. Es ist der Bufenfreund des Fürsten, den er auch auf seiner Orientreise begleitet hat, übrigens ein bildschöner Junge, das Feuer sprüht ihm nur so aus den Augen!“

„Auf mich macht er den Eindruck des Abenteuerlichen,“ bemerkte Wallmoden kalt. „Wie kommt er denn zu der Einladung? Ist er dem Herzoge vorgestellt?“

„Ja; so viel ich weiß, in Rodek, als der Herzog neulich dort war; Fürst Adelsberg liebt es nun einmal, die Etikette möglichst über den Haufen zu werfen. Uebrigens bedeutet diese Einladung noch keine Einführung, heut ist ja alle Welt geladen.“

Der Gesandte zuckte die Achseln.

„Gleichviel, man sollte sich doch bedenken, solche Elemente, die nicht hinreichend beglaubigt sind, in seine Nähe zu ziehen.“

„Bei Euch Diplomaten muß alles gleich mit Brief und Siegel beglaubigt sein,“ lachte der Oberforstmeister. „Etwas Bornchmes hat dieser Rojanow entschieden und bei einem Ausländer nimmt man es überhaupt nicht so genau. Bedenken kann ich es den Herrschaften nicht, sie wollen auch einmal etwas anderes sehen und hören als die gewohnte Hofgesellschaft, die ihnen jahraus jahrein dasselbe langweilige Gesicht zeigt. Der Herzog scheint bereits ganz eingenommen zu sein von dem Rumänen.“

„Ja, es scheint so,“ murmelte Wallmoden, auf dessen Stirn sich eine Wolke legte.

„Uebrigens, was geht uns die Geschichte an!“ meinte Schönan.

„Ich will mich jetzt einmal nach Toni umsehen, die nun überall ohne ihren Bräutigam erscheinen muß. Das war wieder ein Einfall von Regine! Wie eine Rakete fuhr sie mit ihrem Sohne ab. Sobald das geliebte Burgsdorf ins Spiel kommt, ist Deine Schwester nicht zu halten. Hätte sie mir nur wenigstens den Willy hier gelassen! Kein Mensch begreift es, daß mein künftiger Schwiegerohn vor den Festen Reizhaus genommen hat, und ich begreife es erst recht nicht.“

„Ein Glück, daß sie fort sind!“ dachte Wallmoden, als er sich von seinem Schwager trennte. Wenn Willibald hier unvermuthet dem einstigen Jugendfreunde begegnet wäre, hätte sich vielleicht eine ähnliche Scene abgespielt wie neulich auf dem Hochberge. Wer konnte denn auch ahnen, daß Hartmut den Trost so weit treiben würde, in einem Kreise zu erscheinen, wo er sicher war, dem Gesandten zu begegnen!

Fürst Adelsberg, der durch seinen Namen und seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem regierenden Hause in diesem Kreise eine der ersten Stellen einnahm, hatte in der That die Einführung seines Freundes durchgesetzt, und der Herzog schien von jener ersten Begegnung in Rodek einen sehr günstigen Eindruck empfangen zu haben, denn er stellte selbst den jungen Fremden der Herzogin vor. Dieser Rojanow, mit dem bestechenden Zauber seiner Persönlichkeit und dem Hauch des Fremdartigen, der ihn umgab, war allerdings eine ungewöhnliche Erscheinung, die nur aufzutreten brauchte, um sofort allgemeine Beachtung zu finden, und heut entfaltete er all die glänzenden Eigenschaften, die ihm so reich zu Gebote standen, im vollsten Maße. Seine Unterhaltung und seine Bemerkungen sprühten von Geist und Leben, sein feuriges Temperament, das sich unwillkürlich verrieth, ließ allem, was er sagte und that, ein eigenartiges Gepräge, während er sich andererseits als Meister der gesellschaftlichen Formen zeigte. Kurz, die Voraussetzung des jungen Fürsten erfüllte sich: Hartmut wußte auch hier alles im Sturme zu erobern und hatte kaum den Fuß auf diesen Boden gesetzt, als er ihn auch schon mit der Macht seiner Persönlichkeit beherrschte.

Dem Gesandten konnte das nicht entgehen, wenn er dem „Rumänen“ auch noch nicht unmittelbar gegenüber getreten war; in dem Gewühl der Gäste war es ja nicht schwer, sich gegenseitig zu vermeiden, und gesucht wurde die Begegnung von beiden Seiten nicht. Wallmoden schritt jedoch durch einen NebenSaal, wo die Schwester des Herzogs, Prinzessin Sophie, einen größeren Kreis an sich versammelt hatte. Die Prinzessin, die an den jüngeren Sohn eines kaiserlichen Hauses vermählt gewesen, aber früh zur

Witwe geworden war, lebte seitdem wieder am Hofe ihres Bruders, wo sie aber keineswegs beliebt war. Während die Herzogin mit ihrer Anmuth und Herzengüte alles gewann, was in ihre Nähe kam, galt ihre bedeutend ältere Schwägerin für hochmüthig und ränkefüchtig. Man fürchtete allgemein die scharfe Zunge der Dame, welche überdies die liebenswürdige Gewohnheit hatte, jedem etwas Unangenehmes zu sagen. Auch Herr von Wallmoden entging diesem Schicksal nicht; er wurde huldvoll herangewinkt und empfing Schmeicheleien über die Schönheit seiner Gemahlin, die nun allerdings nicht zu leugnen war.

„Ich hatte Ihnen meinen Glückwunsch ab, Excellenz. Ich war ganz überrascht, als mir Ihre junge Frau vorgestellt wurde, ich hatte selbstverständlich eine ältere Dame erwartet!“

Das „selbstverständlich“ klang ziemlich boshaft, denn Prinzessin Sophie wußte natürlich schon seit Monaten, daß die Gemahlin des Gesandten neunzehn Jahre alt war; aber dieser lächelte in der verbindlichsten Weise, als er antwortete:

„Hohheit sind sehr gütig, ich kann nur dankbar sein, wenn meine Frau das Glück hat, bei den fürstlichen Herrschaften einen günstigen Eindruck zu machen.“

„Daran dürfen Sie nicht zweifeln, der Herzog und die Herzogin sind ganz meiner Meinung. Frau von Wallmoden ist wirklich eine Schönheit — Fürst Adelsberg scheint das auch zu finden. Sie haben es wohl gar nicht bemerkt, wie sehr er Ihre Gemahlin bewundert?“

„Doch, Hohheit, das habe ich bemerkt!“

„Wirklich? Und was sagen Sie dazu?“

„Ich?“ fragte Wallmoden mit vollkommener Ruhe; „es ist ja lediglich Sache meiner Frau, ob sie die Huldigungen des jungen Fürsten annehmen will. Wenn sie Vergnügen daran findet — ich mache ihr in dieser Beziehung gar keine Vorschriften.“

„Eine beneidenswerthe Sicherheit, an der sich unsere jüngeren Herren ein Beispiel nehmen könnten,“ sagte die Prinzessin, die sich ärgerte, daß der Pfeil sein Ziel verfehlt hatte. „Jedenfalls ist es sehr angenehm für eine junge Frau, wenn der Gemahl nicht eifersüchtig ist. — Ah, da haben wir ja Frau von Wallmoden selbst, natürlich mit dem Ritter an ihrer Seite! Meine liebe Baronin, wir sprachen gerade von Ihnen!“

Adelheid von Wallmoden, die eben in Begleitung des Fürsten Adelsberg eingetreten war, verneigte sich. Sie machte heute in der That einen blendenden Eindruck, denn die reiche Hoftoilette ließ ihre Schönheit noch siegreicher hervortreten. Der kostbare Brokatstoff des weißen Kleides, der in schweren Falten niederloß, paßte vortreflich zu der hohen schlanken Gestalt, die Perlen, welche sich um ihren Hals schlangen, und die Diamanten, die in dem mattschwarzen Haar funkelten, waren vielleicht die werthvollsten, die heute abend überhaupt getragen wurden; aber schärfer als je prägte sich auch das eigenthümlich Kalte und Ernstige in der Erscheinung der jungen Frau aus. Sie glich so gar nicht ihren Altersgenossinnen, die auch schon zum Theil vermahlt waren und doch noch in duftigen Spitzen und Blumen das Recht der Jugend geltend machten. Freilich besaß sie auch nichts von jener lächelnden Anmuth, jener geschmeidigen Liebenswürdigkeit, die man dort so gesüßentlich zur Schau trug, der herbe strenge Zug, der als ein Erbtheil des Vaters ihrer Natur nun einmal unverwischbar eingeprägt war, verrieth sich immer in einzelnen Andeutungen.

Egon hatte seiner erlauchten Tante die Hand geküßt und war mit einigen gnädigen Worten beehrt worden, einzuweilen aber galt die liebenswürdige Aufmerksamkeit Ihrer Hohheit der jungen Frau, die sofort in die Unterhaltung gezogen wurde.

„Ich sprach soeben Ihrer Excellenz meine Freunde darüber aus, daß Sie sich so schnell und leicht in unseren Hoffreisen zu recht zu finden scheinen, liebe Baronin. Sie betreten diese Kreise ja heute zum ersten Male und haben vermuthlich bisher in ganz anderen Umgebungen gelebt. Sie sind eine geborene —?“

„Stahlberg, Hohheit,“ lautete die ruhige Antwort.

„Ganz recht, ich erinnere mich des Namens, der mir schon öfter genannt wurde. Er ist ja vortheilhafte bekannt in der Industrie.“

„Meine allergnädigste Tante, Sie müssen mir schon erlauben, Sie etwas genauer zu unterrichten,“ fiel Fürst Adelsberg ein, der selten eine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo er seine allergnädigste Tante ärgern konnte. „Die Stahlberg'schen Industrie-

werke haben einen Welt Ruf und sind jenseit des Oceans ebensovortrefflich bekannt wie hier zu Lande. Ich hatte vor einigen Jahren, als ich in Norddeutschland war, Gelegenheit, sie kennen zu lernen, und kann Sie versichern, daß diese Werke mit ihren Eisenhütten und Zäbriten, ihren Beamtenkolonien und ihrem Arbeiterheere es mit manchen kleinen Fürstenthümern aufnehmen können, dessen Herrscher aber jedenfalls kein so unumschränkter Machthaber ist, als der Vater Ihrer Excellenz es war.“

Die Dame warf ihrem durchsichtigen Neffen einen nicht gerade freundlichen Blick zu, seine Einmischung war ihr sehr unerwünscht.

„In der That, von dieser Großartigkeit hatte ich keinen Begriff,“ sagte sie im harmlosesten Tone. „Da dürfen wir also jetzt wohl Seine Excellenz als einen solchen Herrscher begrüßen?“

„Nur als Reichsverweser, Hohheit,“ fiel der Gesandte mit einem anscheinend ebenso harmlosen Scherze ein. „Ich bin nur Testamentsvollstrecker meines Schwiegervaters und Vormund meines noch jugendlichen Schwagers, auf den die sämtlichen Werke übergehen, sobald er seine Mündigkeit erreicht.“

„Ah so! Nun, der Sohn wird dies Erbtheil wohl zu wahren wissen. Es ist wirklich staunenswerth, was in unseren Tagen die Thatkraft eines einzelnen zu leisten vermag, und das ist um so anerkennenswerther, wenn er wie der Vater unserer lieben Baronin aus den einfachsten Verhältnissen hervorgegangen ist. So glaube ich wenigstens gehört zu haben, oder irre ich mich darin?“

Prinzessin Sophie wußte sehr genau, daß dem Gesandten mit seinem altpreussischen Adel diese Erörterungen über die Herkunft seines Schwiegervaters nicht angenehm waren, und es gereichte ihr zur Genugthuung, daß der sie umgebende Kreis kein Wort von der Unterhaltung verlor, die ja nur darauf berechnet war, die bürgerlich Geborene zu demüthigen. Aber sie irrte sich, wenn sie bei dieser auf irgend eine Verlegenheit oder ein Ausweichen rechnete. Die junge Frau richtete sich mit ihrem ganzen Stolze empor.

„Hohheit sind ganz recht berichtet. Mein Vater kam als armer Knabe, ohne alle Hilfsmittel nach der Hauptstadt. Er hat sich schwer emporrängen müssen und jahrelang als einfacher Handwerker gearbeitet, ehe er den Grund zu seinen späteren Unternehmungen legte.“

„Wie stolz Frau von Wallmoden das sagt!“ rief die Prinzessin lächelnd. „D, ich liebe diese kindliche Anhänglichkeit über alles! Also Herr Stahlberg — oder wohl von Stahlberg? Die großen Industriellen führen ja oft den Adelstitel!“

„Mein Vater führte ihn nicht, Hohheit,“ erklärte Adelheid, dem Blick der fürstlichen Dame fest und ruhig begegnend. „Der Adel wurde ihm allerdings angeboten, er hat ihn aber abgelehnt.“

Der Gesandte preßte die schmalen Lippen zusammen, er konnte doch nicht umhin, diese Aeußerung seiner Gemahlin sehr undiplomatisch zu finden. In der That nahmen die Züge der Prinzessin einen gereizten Ausdruck an, und sie entgegnete mit beißendem Spotte:

„Nun, dann ist es wenigstens ein Glück, daß diese Abneigung sich nicht auf seine Tochter vererbt hat, Seine Excellenz wird das zu schätzen wissen! — Ich bitte um Ihren Arm, Egon, ich möchte meinen Bruder auffuchen.“

Sie neigte das Haupt gegen ihre Umgebung und rauschte davon am Arm des jungen Fürsten, in dessen Mienen deutlich die Ueberzeugung zu lesen war:

„Jetzt komme ich an die Reihe!“

Er hatte sich nicht getäuscht, Ihre Hohheit dachte nicht daran, den Herzog aufzusuchen, sondern ließ sich in einem der nächsten Zimmer mit dem jungen Verwandten nieder, den sie unter vier Augen zu haben wünschte. Zunächst freilich ergoß sich ihr Born über diese unerträglich hochmüthige Frau von Wallmoden, die mit dem Bürgerstolze ihres Vaters prahlte, während sie aus Eitelkeit einen Baron heirathete, denn Reizung konnte sie doch unmöglich für einen Mann fühlen, der dem Alter nach ihr Vater hätte sein können. Egon schwieg dazu, denn er hatte sich selbst schon die Frage vorgelegt, wie diese ungleiche Ehe eigentlich zustande gekommen sei, ohne eine Antwort darauf zu finden; sein Schweigen wurde ihm aber sehr verärgert.

„Nun, Egon, Sie sagen gar nichts? Freilich, Sie scheinen sich ja dieser Dame zum Ritter geschworen zu haben, Sie waren unaufhörlich an ihrer Seite!“

„Ich hulbige der Schönheit, wo sie mir entgegentritt, das wissen Sie ja, gnädigste Tante,“ verteidigte sich der junge Fürst, rief aber damit nur einen neuen Sturm wach.

„Ja, das weiß ich — leider! Sie sind in dieser Beziehung von einem unglaublichen Leichtsinne. Sie erinnern sich wohl gar nicht mehr meiner Mahnungen und Warnungen vor Ihrer Abreise?“

„D, nur zu sehr!“ senzte Egon, dem es jetzt noch ganz schwül wurde bei der Erinnerung an die endlose Predigt, die er damals hatte hinnehmen müssen.

„Wirklich? Sie sind deshalb aber nicht vernünftiger und geistiger zurückgekommen. Ich habe Dinge gehört — Egon, für Sie giebt es nur noch eine Rettung — Sie müssen heirathen!“

„Um Gotteswillen! Nur das nicht!“ fuhr der junge Fürst so entsetzt auf, daß Prinzessin Sophie entrüstet ihren Fächer auseinanderzuschlug.

„Was meinen Sie damit?“ fragte sie in ihrem schärfsten Tone.

„D, nur meine eigene Unwürdigkeit, in diesen heiligen Stand zu treten. Sie selbst, Hoheit, haben mich unendlich oft versichert, ich sei eigens geschaffen, eine Frau unglücklich zu machen.“

„Wenn es dieser Frau nicht gelingt, Sie zu bessern, allerdings! Aber ich gebe diese Hoffnung noch immer nicht auf. Hier ist freilich nicht der Ort, über solche Dinge zu reden, aber die Herzogin plant einen Besuch in Rodet, und ich beabsichtige, mich ihr anzuschließen.“

„Welch ein reizender Gedanke!“ rief Egon, den der angefühlte Besuch fast ebenso sehr in Schrecken jagte wie der Heirathsplan. „Ich bin ganz stolz darauf, daß Rodet, sonst ein kleines langweiliges Waldnest, gerade jetzt imstande ist, einige Merkwürdigkeiten zu bieten. Ich habe so vieles von der Reise mitgebracht, unter anderem auch einen Löwen, zwei junge Tiger, verschiedene Schlangen —“

„Doch nicht etwa lebendige?“ fiel die Dame erschrocken ein.

„Natürlich, Hoheit!“

„Aber mein Gott, dann ist man bei Ihnen ja seines Lebens nicht sicher!“

„D, die Sache ist nicht so gefährlich. Allerdings sind uns schon einige der Bestien ausgebrochen — die Leute sind so nachlässig bei der Fütterung — aber sie wurden stets wieder eingefangen und haben bis jetzt noch keinen Schaden angerichtet.“

„Bis jetzt! Das sind ja liebliche Zustände!“ sagte die Prinzessin ärgerlich. „Sie sehen ja die ganze Umgegend in Gefahr damit, der Herzog sollte Ihnen diese gefährliche Spielerei verbieten.“

„Das will ich nicht hoffen, denn ich beschäftige mich gerade jetzt ernstlich mit Zähmungsversuchen. Uebrigens kann ich auch manches Einheimische bieten, das des Menschen werth ist, unter meiner Dienerschaft befinden sich einige Mädchen aus hiesiger Gegend, die in ihrer Landestracht ganz allerliebste aussehen.“

Egon dachte mit geheimem Schauder an seine „Weiblichkeit mit den wackelnden Köpfen“, deren er sich durch die Fürsorge Stadingers noch immer erfreute, aber er hatte ganz richtig gerechnet: seine allergnädigste Tante war empört und wies ihn mit einem vernichtenden Blick.

„So? Dergleichen haben Sie also auch in Rodet?“

„Gewiß, da ist besonders die Jenz, die Enkelin meines Schlossverwalters, ein reizendes kleines Ding, und wenn Sie mir die Ehre Ihres Besuches schenken, gnädigste Tante —“

„Das werde ich jetzt wohl unterlassen!“ fiel die erzürnte Dame ein, indem sie heftig ihren Fächer gebrauchte. „Das muß ja eine seltsame Wirthschaft sein, die Sie da in Rodet führen, mit dem jungen Ausländer, den Sie sich wohl auch als eine Merkwürdigkeit von der Reise mitgebracht haben. Er hat ein vollständiges Brigantengesicht.“

„Mein Freund Rojanow! Er reizt schon längst nach der Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden, Hoheit, Sie erlauben mir das, nicht wahr?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er davon und bemächtigte sich Hartmuts.

„Jetzt kommst Du an die Reihe!“ raunte er ihm zu, während er ihn rücksichtslos mit sich schleppte. „Ich bin lange genug das Opferlamme gewesen und meine allergnädigste Tante muß nun einmal jemand haben, den sie langsam auf dem Kofte braten kann. Mich will sie nebenbei auch noch verheirathen und Du hast in ihren Augen ein Brigantengesicht, aber nach Rodet kommt sie Gott sei Dank nicht, dafür habe ich gesorgt.“

In der nächsten Minute stand er mit seinem Freunde vor Ihrer Hoheit und stellte ihn mit dem lebenswürdigsten Lächeln vor.

Herr von Wallmoden hatte nach der Entfernung der Prinzessin noch einige Minuten in jenem Kreise verweilt, dann schritt er, seine Gemahlin am Arme, langsam durch die Säle, hier einen Bekannten grüßend, dort ein flüchtiges Gespräch anknüpfend, bis sie in den letzten der Festräume gelangten, der verhältnißmäßig leer war. Das Thurmzimmer, das sich unmittelbar daran schloß, wurde für gewöhnlich nur als Aussichtspunkt benutzt, für den heutigen Abend aber hatte man es mit Vorhängen, Teppichen und einer malerisch geordneten Blumengruppe zu einem lauschigen kleinen Gemach umgeschaffen, das, nur matt erhellte, einen wohlthuenden Gegensatz zu der blendenden Helle und dem Gewühl der Säle bildete. Es befand sich augenblicklich niemand dort, und darauf schien der Gesandte gerechnet zu haben, als er mit seiner Frau eintrat und sie auf dem Divan Platz nehmen ließ.

„Ich muß Dich doch darauf aufmerksam machen, Adelsheid, daß Du Dir vorhin eine Unflugheit zu Schulden kommen ließeht,“ begann er in gedämpfstem Tone. „Deine Aeußerung der Prinzessin gegenüber —“

„War Nothwehr!“ unterbrach ihn die junge Frau. „Du fühltest doch wohl so gut wie ich, was der eigentliche Zweck dieses Gespräches war.“

„Gleichviel, Du hast Dir gleich bei Deinem ersten Auftreten eine Gegnerin geschaffen, deren Ungnade Dir und mir die Stellung empfindlich erschweren kann.“

„Dir?“ Adelsheid sah ihn befremdet an. „Hast Du, der Gesandte einer großen Macht, etwa nach der Ungnade einer boshafte Frau zu fragen, die zufällig mit dem herzoglichen Hause verwandt ist?“

„Mein Kind, das verstehst Du nicht,“ versetzte Wallmoden kühl. „Eine ränkefüchtige Frau kann gefährlicher werden als ein politischer Gegner, und Prinzessin Sophie ist bekannt in dieser Hinsicht, selbst die Herzogin fürchtet ihre boshafte Zunge.“

„Das ist Sache der Herzogin — ich fürchte sie nicht!“

„Meine liebe Adelsheid,“ sagte der Gesandte mit einem überlegenen Lächeln, „diese stolze Kopfbewegung steht Dir ausgezeichnet, und ich billige es durchaus, wenn Du Dich anderen Kreisen gegenüber damit unnahbar machst. Bei Hofe aber wirst Du sie Dir doch abgewöhnen müssen wie so manches andere. Man giebt fürstlichen Personen nicht eine Lehre vor so vielen Zeugen, und das thatest Du, als Du von der Ablehnung des Adels sprachest. Es war überhaupt nicht notwendig, daß Du die Herkunft Deines Vaters so entschieden betonest.“

„Sollte ich sie vielleicht verleugnen?“

„Nein, denn es ist eine allbekannte Thatsache —“

„Auf die ich stolz bin, wie mein Vater es war!“

„Du bist aber jetzt nicht mehr Adelsheid Stahlberg, sondern die Baronin Wallmoden — die Stimme des Gesandten hatte eine gewisse Schärfe angenommen — „und Du wirst Dir selbst sagen, daß es einigermaßen widerspruchsvoll ist, seinen Vürgerstolz so zur Schau zu tragen, wenn man einem Manne von altem Adel die Hand gereicht hat.“

Um die Lippen der jungen Frau zuckte es wie eine leise Bitterkeit, und obgleich das Gespräch durchweg in gedämpfstem Tone geführt wurde, sank ihre Stimme noch mehr, als sie erwiderte:

„Du hast wohl vergessen, Herbert, weshalb ich Dir meine Hand reichte!“

„Hast Du vielleicht Ursache gehabt, es zu bereuen?“ fragte er statt aller Antwort.

„Nein,“ sagte Adelsheid mit einem tiefen Athemzuge.

„Ich dachte auch, Du könntest mit der Stellung zufrieden sein, die Du an meiner Seite einnimmst. Uebrigens weißt Du, daß ich keinen Zwang ausgeübt habe, ich ließ Dir vollkommen freie Wahl.“

Die junge Frau schwieg, aber jener bittere Ausdruck wich nicht von ihren Lippen.

Wallmoden erhob sich und bot ihr den Arm.

„Du mußt mir schon erlauben, mein Kind, Deiner Unerfahrenheit bisweilen zu Hilfe zu kommen,“ sagte er in dem gewohnten artigen Tone. „Ich habe bisher allen Grund gehabt, mit Deinem Takt und Deinem Auftreten zufrieden zu sein, es ist heut das erste Mal, daß ich Dir einen Wink geben muß. — Darf ich Dich bitten?“



Ehrmbläfer am Ostermorgen.
Zeichnung von H. König.

„Ich möchte noch einige Minuten hier bleiben,“ sagte Adelheid leise. „Es ist so erstickend heiß in den Sälen.“

„Ganz wie Du wünschst, aber ich bitte Dich doch, nicht allzulange zu verweilen, Deine Zurückgezogenheit könnte auffallen.“

Er sah und fühlte es, daß sie verlezt war, aber er fand es nicht für gut, Rücksicht darauf zu nehmen. Baron Wallmoden verstand sich bei aller Artigkeit und Aufmerksamkeit doch ausgezeichnet

auf die Erziehung seiner jungen Gattin, dergleichen Empfindlichkeiten durfte man ihr nicht gestatten. Er ging, und Adelheid blieb allein zurück; sie stützte den Kopf in die Hand und betrachtete anscheinend aufmerksam die Blumenkrone, die sich in ihrer unmittelbaren Nähe befand, aber dabei flüsterte sie fast unhörbar:

„Freie Wahl? — O mein Gott!“

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Frühlingsfeste.

Von Alexander Gille. Mit Abbildungen von Fritz Bergen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Die alten Germanen theilten das Jahr nicht in vier, sondern in drei Jahreszeiten: der Herbst war ihnen unbekannt wie seine Gaben. Dementsprechend feierten sie drei Hauptfeste, welche ebenso wenig wie unsere heutigen drei großen kirchlichen Feste in gleichen Zwischenräumen über das Jahr vertheilt waren, obgleich sie mit diesen keineswegs zusammenfallen. Es waren einmal die beiden Sonnenwendtage, Johannaestag und Weihnacht, und sodann ein Frühlingsfest, das wohl ziemlich genau in der Mitte zwischen beiden in der ersten Jahreshälfte lag. Während nun die beiden ersten Feste leicht ihren Platz im Kreislaufe des Jahres zu behaupten vermochten, da sie auf astronomisch bedeutende Tage fielen, war dies bei dem Frühlingsfest nicht der Fall. Das große zeitliche Schwanken des christlichen Osterfestes vom 22. März bis zum 25. April, welches seit dem Jahre 325 zur Geltung kam, die Einführung des Gregorianischen Kalenders und vielleicht noch mancher andere Einflüsse haben eine Reihe Verschiebungen eintreten lassen, infolge deren die einheitliche Festfeier zerrissen wurde und je nach der Gegend, wo der eine oder der andere Umstand wirkte, Spaltungen eintraten, welche uns heute das Recht geben, von mehreren deutschen Frühlingsfesten zu sprechen, deren Haupt allerdings das Osterfest ist.

Noch ist draußen gewöhnlich Eis und Schnee nicht von den Fluren geschwunden, noch eilt der Schlitten auf der Landstraße hin und der Wind knickt Eiszapfen von den Dachlanten, da begeht das deutsche Volk in seiner Fastnacht sein erstes Frühlingsfest, seine Frühlingsvorfeier. Das alte Fastnachtstfest währte sechs Tage und reichte vom Donnerstag vor Fastnacht, dem „unsinnigen Pfingstag“ Tirols, bis zur Mitternacht vor Aschermittwoch. Es ist nur eine Art Vorfeier; denn noch ist der Frühling ja nicht Herr im Lande, noch muß er sich erst den Plan erkämpfen. Aber eben diese Kämpfe bringt die Fastnachtstfeier in einem Spiele zur Darstellung, das auf deutschem Boden weit verbreitet ist.

In Niederösterreich ziehen am Faschingsdienstag zwei Männer durch das Dorf. Der eine ist in einen Pelz gehüllt. Seinen Kopf bedeckt eine große Pelzmütze; Arme und Beine sind mit Stroh umwunden, in der Hand trägt er einen Dreifschlegel: es

ist der Winter. Einen freundlicheren Eindruck macht sein Genosse, der den Sommer darstellt. Ein langes weißes Hemd fällt bis auf seine Knöchel nieder, das ein goldener Gürtel zusammenhält, in dem einige Nadelkreiser stecken. Seine Rechte führt eine Sichel. In friedlicher Gemeinschaft ziehen beide von Haus zu Haus, überall empfängt sie der Jubel der Kinderschar. Ehrfurchtsvoll macht man ihnen in den Stuben Platz. Alle Hausgenossen treten auf eine Seite. Winter und Sommer stellen sich einander gegenüber, und es beginnt ein Wortgefecht, in dem einer den andern schlecht zu machen sucht und bei dem man wohl nicht zu allen Zeiten bei Worten stehen blieb. Der Sommer beginnt:

„Da Winter is a grober Gsöll,
Er jagt die alten Weiber in die Höll*,
Herime!**, da Summer is fei!“

Aber der Winter hat dem Sommer gleichfalls mancherlei am Zeuge zu flicken. Er sagt:

„Da Summer is a rechter Bauer,
Er macht den Weibern den Milchrahm sauer.
Herime!, da Winter is fei!“

In dieser Weise geht der Streit eine Weile fort, bis der Winter bekennt, daß er doch nächstens das Feld räumen muß. Dann gehen beide friedlich nach dem nächsten Hause. Einst war das Spiel weit umfassender, wie eine ältere Fassung dieses Liedes zeigt, die 1580 als fliegendes Blatt erschien und durch Ludwig Uhland wieder bekannt geworden ist. 1628 wurde sie mit Beibehaltung des Rehrheims zu einem Wortwechsel zwischen der Stadt Ulm und einem Soldaten umgedichtet. Auch Nieder haben ihre Lebensschicksale!

Nur an wenigen Stellen ist der Brauch so rein erhalten. Aber in den Nummern der Landesbevölkerung zur Fastnachtszeit blickt noch vielerorts der Gegensatz von Sommer- und Winterlarven durch, während derselbe in den Maskenbällen unserer Städte längst dem größeren Luxusbedürfnis und dem Streben nach Mannigfaltigkeit zum Opfer gefallen ist. Aber auch diese Luftbarkeiten sind Reste eines alten Vorfrühlingsfestes und einer derberen Zeit, welcher es Bedürfnis war, sich vor Beginn der stillen Fastenzeit noch einmal gründlich anzutoben. Ihre außerordentliche Verbreitung über ganz Europa legt deutlich Zeugnis von der wichtigen Stellung ab, die Fastnacht dereinst einnahm.

Noch ist keine volle Woche ins Land gegangen, da klopfet die Frühlingsfestfreude schon wieder gebieterisch gegen die Thür, und wenige Pforten der deutschen Gebirgsgegenden bleiben ihr verschlossen. Es ist Funkensonntag, oder Sonntag Invocavit, wie ihn die Kirche nennt, der Tag des Feuerzaubers oder Feuersegens. Baumanzünden, Kadelllaufen, Scheibenschlagen, Feuerradrollen und Kornwecken heißen die Bräuche, mit denen man allenthalben hier die Flur für das kommende Fruchthjahr weicht und der Saat wie der Ernte ein fröhliches Gedeihen zu sichern sucht. Hier kommt der „Winter“ meist nicht mehr so glimpflich weg wie am Fastnachtstage, denn er muß, wo er auftritt, unerbittlich den Feuertod sterben.

In Vorarlberg erscheint er unter der Gestalt der „Herz“, einer aus allerhand alten Kleidungsstücken hergestellten Puppe. Der „Junke“, eine schlanke, junge Tanne, wird grün, wie sie im Holze steht, bis zum Wipfel mit Stroh umwickelt. Rings thürmen rüstige Burtschen mächtige Stöße von Holzschichten auf, und bald thront die Herz oben auf dem Tannenwipfel. Schon wirft der Wald lange Schatten, da sammelt sich die männliche und weibliche

* Den Ofenwintel.

** Ihr Herren mein.

Jugend aus weitem Umkreis um den Junfa. Tiefe Stille herrscht. Es ist, als ob man sich bewußt wäre, eine heilige Handlung zu begehcn. Burschen und Mädchen schwingen jedes eine noch unentzündete Fackel in der Hand, und der Junfa nebst der Heze sind die einzigen Gegenstände der leise geführten Unterhaltung. Jetzt blitzen die ersten Sterne auf, und die niedrigen Dorf- hütten sind von der Höhe aus nur noch unendlich zu erkennen. Ein Auserwählter tritt aus der Menge, die sich zu einem Kreise zusammenschließt, und zündet den Junfa an. Jetzt fängt er Feuer, die Flamme züngelt empor und bereits loht er hoch gen Himmel. Die Heze versinkt in seiner Gluth und alles drängt heran, die Fackel an dem geweihten Feuer zu ent- zünden und fortzustürmen. Bald ist Berg und Thal überfät von dahineilenden Feuerbrän- den; denn jedes will dem eigenen Boden den Feuerregen bringen, ehe die Fackel verlischt. Dazwischen hallt es, von gan- zen Gruppen gesungen, durch die Nacht:

„Ilad us! Ilad us,
Ueber alle Spitz und Berg us!
Schmalz in der Pfanna,
Korn in der Wanna,
Pflug in der Erda
Gott alls grota Iot*
Iwüschat alla Siega und Wega!“

Im Oberinntal kommt das „Scheibenschlagen“ dazu. Die flammenden runden Scheiben aus Erlenholz, welche mit einem kräftigen Schwung in die Luft getrieben werden, glänzen weit- hin am dunklen Nachthimmel, und ihre Feuerbahnen, die sich bald kreuzen, bald neben ein- ander laufen und auf Augen- blicke die Nacht weithin erhellen, geben ein prächtiges Bild. Auch Schwaben kennt das Scheiben- schlagen. Hier steht dasselbe in enger Beziehung zum Liebes- leben. Man schlägt die Scheiben auf der Geliebten Wohl.

Jeder Scheibe Flug ist vor- bedeutend für die Zukunft. Ob Flachs und Korn gedeihen, ob Lawinen stürzen, ob Glück oder Unglück, Krieg oder Friede kommt, das alles steht in ihren glänzenden Bahnen geschrieben, geschrieben für den, der zu lesen versteht. Wie mögen heuer am Funkensonntag die Scheiben geslogen sein?

Noch deutlicher als hier tritt die segnende Wirkung des Feuers in dem „Kornaufwecken“ von Proveis in Tirol hervor. Auf jedem Gute tragen hier die Bubcn Stroh und Reisig zusammen, stecken mit Einbruch der Nacht diese Haufen in Brand und schüren ihn, bis er weithin sichtbar loht; denn so weit er leuchtet, so weit reicht sein Segen. Nun beginnt ein Lärmen und Toben, ein Krachen und Blitzen. Die älteren Burschen schießen Büchsen und Pistolen ab, und jüngere eilen mit Schellen und Gloden wie rasend und laut schreiend durch die Felder, wo das Korn schläft. Erst nach Mitternacht wird's allmählich still. Fragt man, was das bedeute, so erhält man die Antwort: „Sie wecken das Korn auf.“

An diese Bräuche schließen sich allerorts Spiel und Tanz an. Eigene Festgebäude und der Bedeutung des Tages entsprechende Festspeisen erhöhen die volkstümliche Feier, und ein echter schwä- bischer Funkensonntag giebt an Glanz im Herzen der Beteiligten einem großen städtischen Vogelschießen nichts nach.

Drei Wochen nach dem Funkensonntag fällt der Rosen- sonntag, Dominica rosarum, der Sonntag Lätare. Er ist das Frühlingsfest für den deutschen Osten. An ihm muß der

Winter endlich für immer sterben und begraben werden. Schon aus dem sechzehnten Jahrhundert haben wir eine hübsche knappe Schilderung davon bei dem biederen Sebastian Brand, in seinem Weltbuch (1542): „Zu Mitternachten ist der Rosenfontag . . . An diesem Tag hat man an etlichen Orten ein Spiel, daß die Vuoben an langen Ruoten Bregeln herumbtragen in der Stadt, und zwen angethone Mann, einer in Singrien oder Ephew, der heißt der Summer, der ander mit Omöb* angelegt, der heißt der Winter, diese streiten miteinander, da ligt der Summer ob und erschlecht den Winter, darnach geht man darauß zum Wein.“

In Oberfeiermark faßt man heute den Streit zwischen Sommer und Winter gerichtlich auf, und beide führen vor versammelter Dorfgemeinde jedes Jahr einen langwierigen Rechtsstreit, in dem der Winter zuletzt immer Unrecht bekommt. Eine noch eigenartigere Gestalt hat das Frühlingspiel im Saazer Kreise in Böhmen angenommen, wo es feltamer- weise den Namen „Mit dem Bändertod gehen“ führt. Hier ziehen fünf ver- kleidete Knaben von Haus zu Haus und veranstalten folgende Aufführung: Der König sitzt mit seinem Töchterlein auf dem Throne. Da nähern zwei Ab- gesandte und werben um die Hand der Königstochter. Noch haben sie keine Antwort erhal- ten, da kommt auch der Tod (der Winter) und trägt gleich falls seine Werbung vor. Ein- vort darüber ersticht ihn der König. Muß er doch einmal sterben und muß doch sein Ster- ben auch einen Grund haben!

In Oesterreichisch Schlessen verbrennt man den „alten Jude“ (Judas Ficharioth), anderorts das Bild des Papstes oder das Luthers, je nach dem Bekenntniß der Gegend. In einigen deutsch- mährischen Dörfern treibt man den Tod aus „zum An- denken an die Vertreibung der Mongolen“ und in dem böhmischen Orte Schönfeld jagt man „den Türken hinter die Stadt“.

Der todte Winter will auch begraben sein. Sein Begräbniß feiert das „Todaustragen“, ein Jubelfest, das kaum seines gleichen kennt. Es gipfelt darin, daß der Winter, eine Puppe, mit der vorher allerhand Unfug getrieben worden ist, aus dem Dorfe fortgetragen, zerrissen, eingegraben, verbrannt oder in einen Fluß geworfen wird, der ihn in seinen Wellen ver- schlingt. Daran reiht sich dann das „Einholen des Sommers“ oder der „Sommergewinn“. Noch zu Anfang unseres Jahr- hunderts trug man auf der Flur zu Leißling bei Raumburg den „Tod“ hinaus auf die Felder der Nachbargemeinde. Bei der Heimkehr sang man dann:

„Den Tod haben wir hinausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder,
Des Sommers und der Maien,
Des wollen wir uns freuen.
Sommerland! Sommerland!
Der Tod hat sich von dir gewandt,
Er ist auf die Flur verbannt.“

In der Mitte der deutschen Frühlingsfeste steht der erste Ostertag, der zugleich ihren Höhepunkt bildet. An seinem Morgen macht die Sonne nach dem deutschen Volksglauben drei Freuden- sprünge. In der Nacht vom Ostersonnabend zum Osterfontag fließt statt Wasser Wein in vielen Bächen, mancher Quell hat besondere Heilkraft und verleiht, schweigend geschöpft, nimmer wekkende Schönheit, Thiere reden, Geister gehen um, in Burgen und Ruinen erscheint die weiße Frau, und es wiederholt sich überhaupt der gesammte Zauber der Weihnacht. Aber auch eigene Züge fehlen nicht. Fast in allen Gebirgen Deutschlands flammen noch hier und da echte alte Osterfeuer, deren Flamme durch das Reiben zweier Hölzer entzündet wird, namentlich in Norddeutsch- land holt jeder Hausstand von dem gemeinsamen Osterfeuer sich



Funkensonntag.

* Alles gerathen lasse.

* Moosweil.

einen Brand für das Herdfeuer; denn dieses schützt Haus und Hof vor Blitzschäden.

Die Kinderwelt hat vollauf zu thun mit den unbemalten und bemalten Oftereiern, die zuerst am Gründonnerstag aus allerlei Verstecken hervorgehohlet werden müssen und am Ofterfest selbst auf keinem Tische fehlen dürfen. Als Sinnbilder des feindlichen Lebens stehen sie in enger Beziehung zu der ganzen Frühlingszeit.

Fast ganz dem Ofterfest eigen ist der „Schlag mit der Lebensruthe“, die Weihung von Menschen und Thieren durch Ruthenstrieche. Es findet sich allerdings bereits verstreut am Fastnachtstage und am Palmsonntage, wo sich zum Theil Umzüge damit verknüpfen, und auch das Aschermittwoch abfeiern am Aschermittwoch ist ein Rest davon. Wie man am Palmsonntage die Felder durch Einstechen von Ruthen weicht, so schützt man Menschen und Hausthiere durch Striche damit vor Krankheit und Unfall. In Masuren gilt es als eine besondere Aufmerksamkeit, wenn ein junger Mann ein Mädchen am Oftersonntag mit der Gerte streicht. Am Montag darf das schöne Geschlecht dann Bergeltung üben. Im böhmischen Oberlande ziehen ganze Scharen von Knaben am Oftertage bei Pöthen, Bettlern und etwaigen reichen Leuten umher, treten mit Ruthen bewaffnet vor die Stubenthür und rufen:

„Rothe Eier heraus,
Der ich peitsche die Madeln
aus!“

Erhalten sie dann keine Eier, so führen sie ihre Drohung aus und suchen ihre Opfer in der Küche auf.

Hier treten die Eier uns als ein Lösegeld entgegen, das man zahlt, um nicht geschlagen zu werden. Ursprünglich sind sie der Dank für die Schläge und die damit verbundene Segnung. Dies ist noch deutlich aus der Form ersichtlich, in welcher die Umgegend von Prag diesen Brauch kennt. Hier ziehen am Oftermontage Spielleute auf den Dörfern herum. Ihnen folgen ganze Scharen Burschen, Maieri in der Hand, und schlagen sich gegenseitig mit den Worten: „Da hast

Du Glüd“. Vergißt es einer, so bittet ihn der andere darum, indem er sagt: „Gieb mir Glüd“, und jener antwortet dann, ihn nachträglich schlagend: „Da hast Du's.“ In einem schlesischen Reime findet es sich noch ganz deutlich ausgesprochen, daß das Schlagen die Krankheitsgeister, denen der Volksglaube die Gestalt von Fliegen oder Käfern beimißt, austreiben soll:

„Gent ist Oftern,
Da geht man schmiedostern.
Um den Rücken, um den Rand,
Da kommen die Fliegen rausgerannt,
Wenn sie nicht werden weichen,
Werden wir sie runter streichen.“

Zu Oftern sind Wünsche und Wälder meist noch kahl. Aber

bald kommen die jungen Triebe hervor, und wenn der erste Mai kommt und mit ihm das Frühlingsfest des Walpurgistages, da hat die Natur bereits begonnen, ihr Sommerkleid anzuziehen, und zum letzten der Frühlingsfesttage, zu den Pfingsten, da steht Baum und Strauch im Blätter- und Blüthenprunk. Und den beiden letzten Frühlingsfesten ist es gemeinsam, Häuser, Gärten, Eingänge und selbst ganze Wege mit frischen Maieri zu schmücken. Bald finden sie sich mehr vor dem Amtsgebäude des Ortes, bald stellt sie jeder vor der eigenen Heimstatt auf, und bald pflanzen sie verummte Gestalten bei Nacht und Nebel dem schönsten Mädchen des Dorfes oder der einzelnen Bursche zu gleicher Stunde seiner Geliebten vor die Thür. So dienen sie als Zeichen der Verehrung, als Willkommen und als Gruß der Liebe. Anderorts ist es wieder ein Baum, dem sich die Aufmerksamkeit aller zuwendet, die Dorfkinde, unter deren drei-

tem Blätterdache Spiel und Tanz stattfindet, die einst gerade, als das Heiligthum des Ortes galt und noch heute häufig am Maitage wie zu Pfingsten mit bunten Bändern und Blumen gewunden geschmückt wird. Aber wie die Festbräuche des Maitages und der Pfingstfeier auch wechseln mögen: immer steht in ihrem Mittelpunkt ein Stück alten Baumdienstes der Germanen.

Von Fjord zu Fjord.

Schilderungen aus Norwegen von L. Passarge. Mit Zeichnungen von E. Salkmann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Fast wie ein Wunder erscheint es uns, jenes Land im Norden, das schmal sich hinreckt am westlichen Rande der skandinavischen Halbinsel bis hinauf zu Europas nördlichster Spitze, und in welches die Bilder E. Salkmanns* von seiner Reise mit Kaiser Wilhelm II. uns mitten hinein versetzen. Vor mehr als zweitausend Jahren taucht es auf in halb sagenhaftem Dämmerlichte bei dem Geographen Pytheas von Massilia; es hat seine selbständige Geschichte

* E. Salkmann, dessen Bildniß wir seinen Schöpfungen von der Nordlandsreise anreihen, ist heute einer unserer hervorragendsten Marinemaler. Er wurde 1847 zu Berlin als Sohn armer Eltern geboren, erlernte erst das Goldschmiedehandwerk und durfte erst mit 20 Jahren zur Malerei übergehen. Schon in der Mitte der siebziger Jahre durch ein Bild „Morgendämmerung am Meer“ bekannt geworden, lenkte er bald darauf die Aufmerksamkeit Kaiser Wilhelms I. auf sich und erhielt die Erlaubniß, mit dem Prinzen Heinrich auf der Korvette „Adalbert“ eine Reise um die Welt zu machen. 1888 bekam er die „Große goldene Medaille“ für sein Bild „Im stillen Ocean“, nachdem er bereits 1887 die „Kleine goldene Medaille“ davongetragen hatte. In jüngerer Zeit ist sein Name durch seine Berufung unter die Begleiter Kaiser Wilhelms II. auf dessen Seereisen in weite Kreise gedrungen.

im Mittelalter; es wird vergessen und tritt wieder auf mit einemmal, übernimmt in neuester Zeit gar die Führung in der nordischen Litteratur — immer mit einer Art mystischen Glanzes umgeben, fast wie ein Nothlicht in der langen Polarnacht. Wie man im Alterthum der Kunde von dem ununterbrochenen Sommertage keinen Glauben schenken mochte, so vermochte man auch bei uns lange nicht von der Vorstellung abzulassen, Norwegen sei ein dunkles, hartes, abstoßendes Gebilde; kalt wie seine Winternacht, die Menschen, solcher Natur entsprechend, rauh, feindlos und unfreundlich.

Und doch giebt es kaum ein zweites Land in Europa, das zugleich von so gewaltiger und so lieblicher Natur wäre wie gerade Norwegen. Wie oft habe ich nicht in schönen Sommertagen — und es giebt deren dort so viele! — mich an die Küsten Siciliens versetzt geglaubt; so am Hardangerfjord, wo der Schnee der Fjordefond durch die Kronen herrlicher Fruchtbäume glänzt; oder am Moldefjord, wo die Säuer bis zu den höchsten Giebelspitzen ganz mit blühendem Gaisblatt übersponnen sind und die Pracht der Rosen an die von Kasanlik in Ostrumelien erinnert!





Wello „Wesep“
Im Rodeford. Zeichnung von G. Salyman.

Salyman

Und die Menschen? — Hier möchte ich nur sagen: versucht es doch einmal und wandert durch dieses Land, tretet in die Hütten der Bänder und Fischer oder in die Häuser reicher Besizer und Handelsherren und fragt, wo denn der Norweger sei, wie ihn Unterkunfts- und Nebelwollen so häufig geschildert haben. Wagt es nicht, euren Rutscher, euren Führer zu fragen, ob er lesen und schreiben könne, denn er würde euch auslachen; zweifelt nicht an der Treue und Aufrichtigkeit dieser Leute, die bereit sind, für euch durch Feuer und Wasser zu gehen; der gebildete Norweger begleitet euch weit, um den rechten Weg zu zeigen; er tritt euch, ist der Gasthof voll, sein Zimmer ab. Denn der Fremde erscheint ihm als ein Gast seines Landes, den man ehren müsse. Darum erhält er auch den Ehrenplatz an der Tafel.

Aber der Norweger erwartet dafür auch seinerseits Achtung der Persönlichkeit und Höflichkeit. Mein Land der Welt denkt und empfindet demokratischer als Norwegen. Der Dienst wird hier nicht besolnt, sondern entgolten. Wie oft hat mein Rutscher, mein Schiffer mir nicht herzlich die Hand gedrückt, wenn ich ihn bezahlte; ja, wie oft hat mein Führer sich nicht an meinen Tisch gesetzt und mich mit einer Flasche bewirthet! So vollkommen auf gleicher Stufe stehend fühlt man sich in Norwegen. Wer freilich die großen Straßen niemals verläßt, nur in den großen Gasthöfen einkehrt, der mag sich trösten, er findet dort das gewohnte Europa wieder; denn Norwegen civilisirt, europäisirt sich rettungslos. Aber wie man beim Ruffen, wenn man ihn reizt, wohl noch den Vätern findet, so steckt verborgen unter der Hülle im Norweger noch immer der offene, ehrliche, starke Fjällbewohner, einer jener Menschen, von denen Goethe sagen konnte:

„Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wir von je er sie gezengt.“

Dieser Boden Norwegens, jene ungeheure Gebirgsbildung, die gleich einer Woge von Osten her aufsteigt, um im Westen plötzlich abzustürzen, ist von jeher das eigentliche Wunder dieses merkwürdigen Landes gewesen. Steffens, der in Norwegen geboren wurde, aber in Deutschland lebte, der Verfasser der schönen Romane „Die Familien Walsjet und Leith“, „Die vier Norweger“ u. a., pflegte zu sagen, es wäre ihm, als hätte sich ihm dort die verborgenste Werkstätte im Innern der Erde geöffnet;

die fruchtbare Erde mit ihren Blumen und Wäldern erschiene dort nur wie ein schöner Teppich, der unergündliche Schätze verberge, und ihm wäre es, als ob dieser Teppich fortgezogen würde und er in die Tiefe hinabsteigen müßte.

Stamm anders wird dem Fremden zu Muth, der auf seinem Boot in die bis fünfhundzwanzig Meilen langen Meeresbuchten, die Fjorde segelt und immer tiefer in die furchtbare Gebirgsöde gelangt, wo er sich schließlich von ungeheuren senkrechten Felswänden umgeben, ja eingengt wie in einer Falle befindet und kaum einen Ausweg erblickt. Die Geologen sagen, diese Fjorde seien

nichts als Spalten, entstanden durch Abkühlung der Gebirgsmassen; andere bringen sie mit der Bildung von Gletschern in Verbindung; der witzige Reisende sagt wohl, sie seien wie die Spalten in einem heißen Brote, das plötzlich der kalten Luft ausgesetzt worden. Zu den gewaltigsten Fjorden, deren Scenerie die der Alpenthäler weit übertrifft, gehören mehr im Süden Norwegens der Lysefjord, berühmt durch seine Lichterscheinung an einer unzugänglichen Felswand, bligartige, aus einer Höhle mit Donnergetrad schickende Lichter, ferner der Hardanger- und der Sognefjord. Eine Verzweigung des letzten heißt Röröfjord, über dessen zwölf bis fünfzehnhundert Meter hohe Felswände in großer Zahl Wasserfälle stürzen, die, aus dem Abfluß der Schneefonden oben genähert, wie ungeheure Schleier den schwarzen Gneis unterbrechen.

Noch seltsamer in dieser Art ist der Geirangerfjord, wo die Wasserfälle oft von zwölfhundert

Meter hohen Wänden herabstürzen, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu berühren. Der Wasserfall zerstäubt, verschwindet in der Luft; erst unten auf dem Fjorde verräth das Plätschern und Kräuseln des Wassers seine Spur. Er findet sich wieder, indem er anhört zu sein.

Von ganz anderem Charakter ist der Moldefjord mit dem Städtchen Molde, der Schauplatz von Björnsons „Fischerfrauen“. Hier glaubt man auf einen schweizer See zu schauen mit seinen vielen Buchten, mit reichen Geländen und großartigem Gebirgs-hintergrunde. Wer im Sommer 1887 hier wohnte, mochte oft den Dichter Ibsen erblicken, wie er stundenlang auf der Ladebrücke stand und unversehrt in die ruhige Fluth schaute. Hier entstand und hier spielt auch seine „Arau vom Meere“; und will



Nacht „Hobenzollern“

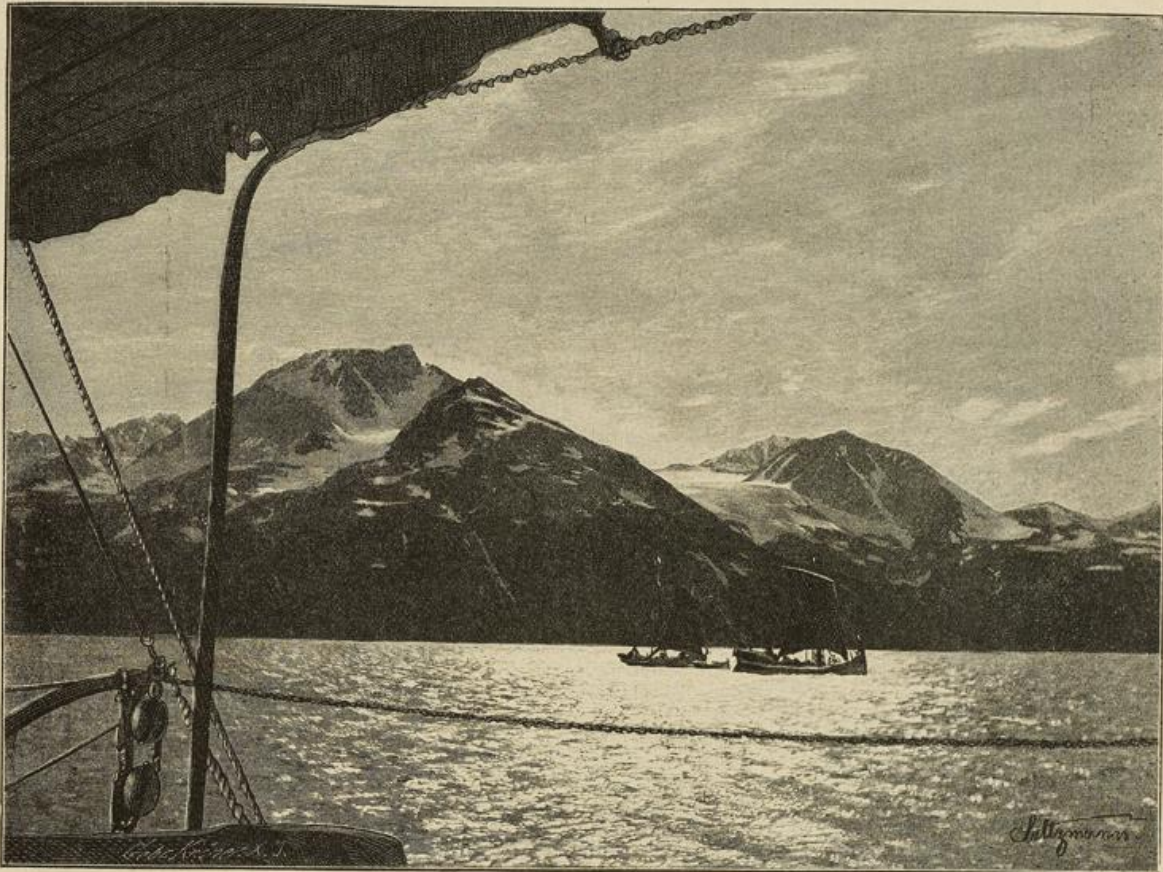
Der Röröfjord.

man wissen, wohin sich die Frau von der „Stückluft“ dieses Fjordes fortwünscht, so muß man an die kleine Insel Ona mit einem Leuchtturm denken, welche, weit in den Atlantischen Ocean vorgeschoben, nur einmal jede Woche von einem Dampfboot besucht wird.

Der Moldefjord gilt als das landschaftliche Paradies Norwegens. Anderswo mag man staunen, hier will man bloß leben und atmen. Dem entsprechend haben sich hier auch bereits große Gasthöfe aufgethan, und der Strand vernimmt die Sprachen aller Völker. Besonders herrlich habe ich hier immer die Wolkenbildung gefunden, und das ist kein Wunder, da der feuchte und kalte Nordwest gerade hier auf die warme Landströmung vom Romsdal stößt. Ein Sonnenuntergang am Moldefjord gehört wohl zu den schönsten norwegischen Erinnerungen.

einen Balken der Festung Bardöhus und wohnte einem Gottesdienst bei in der Oskarskapelle dicht an der russischen Grenze in Südsvaranger.

In Drontheim beginnen die meisten Reisenden, nachdem sie von Christiania mit der Eisenbahn angekommen sind, ihre „Fahrt nach der Sonne“. Geschehen wir es nur, die meisten von ihnen denken weniger an die großen Landschaftsbilder, die ihnen der Norden darbietet, sie wollen in erster Reihe die „Mitternachtsjonne“ schauen, diese wunderbare Erscheinung des höchsten Nordens, von der Tacitus in seiner „Germania“ sagt, der letzte Glanz der sinkenden Sonne erhalte sich bis zu ihrem Wiederaufgang so hell, daß er die Sterne verdunkle. In der That sind uns die Sterne schon lange verschwunden; dafür ist unser Blick um Mitternacht immer fest nach Norden gerichtet; wir wollen durchaus die Sonne



Im Langesfjord.

Auf der Fahrt hierher haben wir in Bergen mancherlei deutsche Erinnerungen kennengelernt; war diese Stadt doch einst so gut wie hanseatisch, und noch jetzt hat dort jeder zweite Kaufmann einen deutschen Namen. Die Bergener sind die Neapolitaner Norwegens, heiter, leichtlebig, beweglich, aber auch phantasie reich und bildungsfroh. Sie sprechen schnell und begleiten das Gesprochene mit ausdrucksvollen Gebärden.

Erfst und still ist dagegen Drontheim, die Stadt des heiligen Olaf, die Krönungsstadt der norwegischen Könige. Sie sind denn auch alle hier gekrönt, die in Stockholm hofhaltenden „Unionskönige“ (Norwegen ist mit Schweden bekauntlich nur durch Personalunion verbunden), mit Ausnahme des Königs Oskar I. Der protestantische Erzbischof weigerte sich, dessen katholische Gemahlin im Dom mitzukrönen; so unterblieb die Feier überhaupt. Aber der gegenwärtige König Oskar II. ist 1873 hier gekrönt worden, und bevor dieses geschah, unternahm er, wie im vergangenen Sommer Kaiser Wilhelm II., eine Fahrt nach dem hohen Norden, bestieg das Nordkap, schnitt seinen Namenszug in

selbst schauen, obwohl wir wissen, daß dieses ja erst vom Polarkreise ab möglich ist, und auch dieses nur zur Zeit des höchsten Sonnenstandes um den 21. Juni. Wer später reist, erreicht die Sonne erst in Bodö, oder in Lodingen; dann erst in Tromsö, Hammerfest oder gar erst am Nordkap. So ist es denn in der That eine Reise der Sonne nach, ähnlich dem Wunsche Fausts, die fliehende einzuholen, „ihr ew'ges Licht zu trinken“; — wir haben

„Vor uns den Tag und hinter uns die Nacht,
Den Himmel über uns und unter uns die Wellen.“

Und so geht es Tag und Nacht in einem fort; es verschieben sich die Tag- und Nachtzeiten; wir schlafen bei Tage und wachen in der Nacht. Zuletzt wird uns ganz traumhaft zu Muthe, als ginge es gleichsam aus der Welt hinaus. Man landet in diesem und jenem Fjorde, in den kleinen Häfen, wo die Jachten (Jagter) der Fischer und Handelsleute vor Anker liegen und die Jungen sich in den leichtbeweglichen Booten tummeln. Denn was dem Vitauer sein Pferd, ist dem Nordländer sein Rachen. Es kommt vor, daß einzelne Personen in einem solchen auf den Fischfang



Das „Nordkap“.

Das Nordkap.
Zeichnung von C. Galtmann.

Das „Nord“.

gehen, die Lofoteninseln besuchen, vom Sturm verschlagen auf den letzten Schären landen, wo nur noch die erzdummen Lummennisten, und schließlich nach wochenlanger Fahrt die Heimath erreichen. Die ganze Sehnsucht des Norwegers ist das Meer, nur zu oft sein Grab; aber es treibt ihn hinaus wie den Araber in die Wüste, wo ihn auch der Sturm verweht.

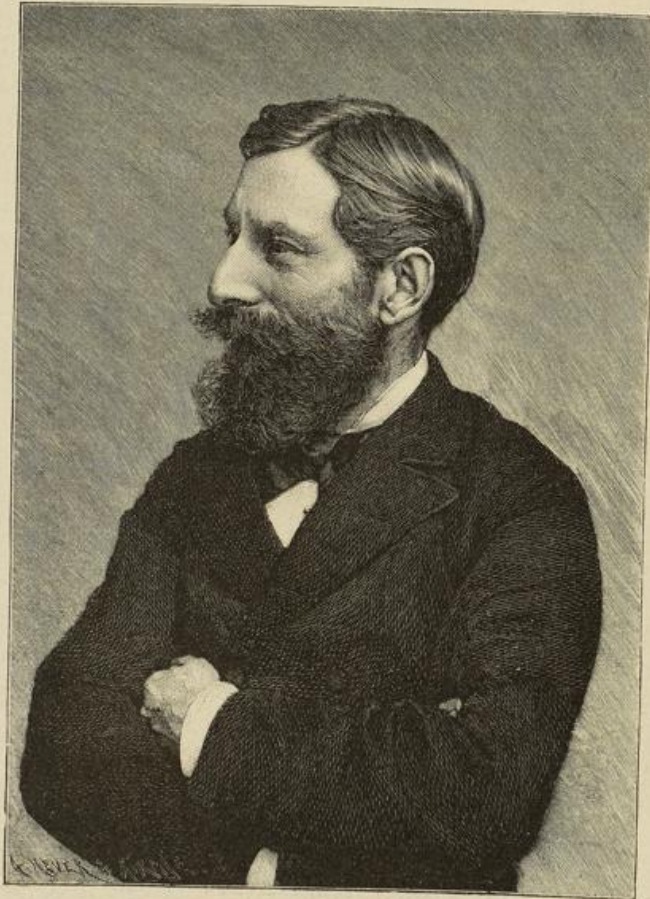
Der Fremde steht unter dem gleichen Zauber. Keine Feder vermag den Reiz einer Fahrt durch diese Schärenwelt zu schildern, mit dem häufigen Blick durch ein „Meerauge“ auf die offene See zur Linken, und der prächtigen Gebirgscenerie des Festlandes zur Rechten. Wie eine Vorspiegelung der Einbildungskraft erscheinen in der Ferne die am weitesten in den Ocean vorgeschobenen Inseln Lovunnen und die Tränstävane; den Rücken des festländischen Gebirges bedeckt auf meilenlange Strecken das ungeheure „Laken“ des Svartisen. Wie die Eiszapfen von einem mit Schnee bedeckten Dach senken sich die blauen Gletscher tief hinab, bis nahe zum Spiegel des Meeres. Aber fast alles übertrifft doch das große Anschauungsbild um den Festland, eine Insel gerade unter dem Polarkreise, welche in der schlagenden Ähnlichkeit mit einem „Reiter“ fast gespenstisch vor unsern Blicken erscheint; der Kopf riesenhaft trotzig, der Mantel weit im Meere nachschleppend, eine etwa vierhundert Meter hohe Riesengestalt, wie es keine zweite der Art geben mag. Nach der Sage verfolgt der Reiter eine Jungfrau, und der Pfeil, welchen er nach ihr geschossen, hat den Hut ihres Bruders durchbohrt. Das muß der Reisende wissen, wenn er auf der Insel Torghättan zu der Höhle hinaufsteigt, welche wie ein Tunnel durch den ganzen Bergkopf geht.

Aber unser Boot eilt weiter, rast- und ruhelos. Da zeigt sich uns um Mitternacht in vielen Meilen Entfernung die gespenstische Inselgruppe der Lofoten, an welchen in den Wintermonaten viele tausend Fischer beschäftigt sind, den Dorsch zu fangen, denselben Fisch, den man Stodfisch, Laberdan, Bacallao, Merluzzo, auch Klippfisch und Rundsich nennt; der, in „Voger“ (großen umschnürten Paden) verladen, ebenso die Bewohner am Mittelmeer wie die Chinesen und Brasilianer in der Fastenzeit ernährt und vielleicht einst schon von den Phöniziern abgeholt worden sein mag. Denn von wem anders als von diesen sollte Pytheas die Kunde erhalten haben, daß es hoch im Norden ein Meer gebe, das zähflüssig sei wie eine von Quallen gefüllte See? In der That gefriert das Meer hier niemals; aber in den Fjorden bilden sich bei strenger Kälte kleine Eisfladen, die, sich gegenseitig stoßend, zur Form von Anallen sich abrunden und zuletzt wohl eine Art Eisbrei bilden, durch welchen ein Boot nur mit Mühe vorwärts dringt. Einen andern Beleg der Art erzeugen die ungeheuren „Schwärme“ (Stimer) der Dorsche und der Heringe, die, von Walen verfolgt und gleichsam umstellt, die sogenannten „Berge“ bilden, durch welche selbst ein großes Dampfschiff nur mit ganzer Maschinenkraft zu fahren vermag. Zahllose Raubvögel kreisen über einem solchen Getümmel und „weiden“, wie es die Edda nennt, nach Fischen,

während die Wale rings ihre Wasserstrahlen in die Luft blasen. So geht es ununterbrochen weiter, Tag und Nacht.

Endlich ist die Höhe erreicht, wo die Mitternachtssonne dem Blick des Reisenden erscheinen soll. Nicht selten ist der Horizont verdeckt und der Engländer steckt sein Brennglas misgünstig in die Tasche: es wäre doch so schön gewesen, sich von der Mitternachtssonne ein Loch in den Hut brennen zu lassen. Andere schreiben eine Postkarte nach Hause „beim Schein der Mitternachtssonne“. Ein Dritter telegraphirt im nächsten Hafen: „Unvergleichliches Bild der Mitternachtssonne!“ Wer die ganze Fahrt bis zum Nordkap oder gar bis Radso macht, wird seine Ausdauer wohl belohnt finden; im ganzen darf man auf die Mitternachts-

sonne und gar auf einen vollen wolkenfreien Anblick nicht rechnen, am wenigsten am Nordkap selbst. Aber unauslöschlich steht vor meinem Blick das Bild, als wir nach dem nächtlichen Besuche des Lappenlagers bei Tromsö, bald nach Mitternacht, an den Tromsöfjord gelangten und nun mit einem Male die Strahlen der Sonne unser Auge trafen. In dem Thale, neben dem Gletscherbache, war es bitter kalt gewesen; aus den Sümpfen des niedrigen Birkenwaldes stieg der Nebel; hoch oben leuchteten die Schneefelder des Fjorden; plötzlich belebende Sonnenwärme, ungeheure Lichtfluth und eine überirdische Farbenpracht! Im Winter herrscht hier dafür eine dreimonatige Nacht. Die Natur nimmt immer gerade so viel, als sie giebt. Darum schläft hier auch in den drei Sommermonaten eigentlich niemand; man schlummert höchstens. „Wir haben im Winter Zeit genug zum Schlafen,“ sagen die Leute; und so schwärmt man die ganze halbe Nacht hindurch, Wald und Berg klingen wieder von frohen Liedern. Man versteht den Charakter des Norwegers, sein starkes Phantasieleben, seine Thakraft, gemischt mit Eigensinn, sein kindliches Gemüth, sein tolles Wagen erst dann, wenn man diese Natur fernem leert. Unübertroffen



E. Salmann.

Nach einer Photographie von Leon Alfred Basse in Berlin.

hat diese Menschen und diese Natur Jonas Lie geschildert in seinen Nordlandsgechichten, nicht weniger Björnson in seinen Bauerromovellen und Jösen im „Peer Gynt“.

Hammerfest, die „nördlichste Stadt“, mit dem „nördlichsten Walde“ der bewohnten Erde, ist das rechte Vergnügungsziel der Lappen, welche gern hierher kommen und brandtweinberauscht durch die von Fischgeruch erfüllten Straßen taumeln. An schönen Sommertagen machen die Hammerfester oft eine Fahrt mit einem Dampfboot entweder weit hinein in das Eismeer oder nach dem Altenfjord, den uns Leopold von Buch schon vor achtzig Jahren so schön geschildert hat, oder in den erhabenen Lungenfjord, dessen Gletscher (wie beim Svartisen) beinahe die Meeresfläche erreichen. Unvergleichlich ist der Blick von der kleinen Insel Kägg, von deren Höhe ein Gletscher „in Gestalt einer Thronne“ niederhängt, südlich in die Tiefe des Lungenfjordes mit den zweitausend Meter hohen Alpen und der ganzen Reihe seiner Gletscher. Nordwärts aber geht der Blick in das Eismeer, wo die „Vogelinsel“ gleich einem nördlichen Capri aufsteht, eisbedeckt und von unzähligen

Vogelscharen bewohnt. Alles das erblicken die Hammerketter auf ihren „Lufttoren“. Ist aber zufällig ein Brautpaar an Bord, so wird das ganze Schiff mit Birkenzweigen geschmückt, daß es aussieht, als fahre die Liebesgöttin selbst spazieren in einer großen, duffenden Laube.

Von Hammerfest ist mit dem Dampfboot in wenigen Stunden das Nordkap erreicht, jenes Vorgebirge, das sich mit seinen schneegefüllten Schluchten im schwarzen Schiefer weit hinaus in das Eismeer streckt „wie ein Keil“. Ein großer Anblick, dessen sich jeder glücklich preisen sollte, der ihn haben durfte. Es ist die nördlichste Spitze der Kvalø („Waldfischinsel“), vom europäischen Festlande getrennt durch den gleichnamigen Sund. Eigentlich ragt eine niedrige Felsbank, die Knivsfjærorde („Messerfischrippe“), noch ein Stückchen weiter hinaus in das Meer, aber dem fast tausend Fuß hohen Kap gebührt und bleibt doch nun einmal der Vorrang und der Ruhm, die nördlichste Spitze Europas zu sein, schon von der Zeit an, als der „alte Seefahrer“ Otho es auf den Befehl Alfreds des Großen vor mehr als tausend Jahren umschiffte und jene Beschreibung lieferte, welche der König staunend vernahm. Seitdem ist nur noch ein dänischer König um das Nordkap gefahren, dann König Oskar II. und als dritter der Deutsche Kaiser Wilhelm II. am 18. Juli 1889.

„Sechzehn Masten sah ich fern
Kommen um das Riff;
Wohlalm des Deutschen Flaggge weht
Hoch von jedem Schiff —“

heißt es in einer altisländischen Volksballade.

Eine Reihe von Reisenden und Gelehrten hat auf dem Nordkap gestanden, so schwer es früher auch war, dasselbe zu erreichen. Leopold von Buch mußte sich mit seinem Anblick aus der Ferne begnügen; aber der Italiener Acerbi schrieb am Ende des vorigen Jahrhunderts ein herrliches Gedicht, welches auf der Spitze des Kaps in den Fels gegraben werden sollte. Dafür steht jetzt oben ein Obelisk und seine Inschrift erinnert an den Besuch König Oskars.

Heutzutage steigen Hunderte von Reisenden hinauf zu dem Schieferplateau, trinken die eine und andere Flasche Schaumweins und lassen ihren betreffenden Landesvater leben, oder die — Mitternachtsbombe, oder das — Nebelwetter, welches so oft diese sturmgepeitschte Höhe umzieht.

Sie wissen nicht, daß kein Anblick erhabener ist, als durch diesen Nebelschleier auf das tosende Meer herniederzuschauen, dessen Wogen an den herabgestürzten, ungeheuren Blöcken zerfellen. Wie der Querschnitt einer Kugel erscheint es von hier oben gesehen; man versteht, warum die alten Seefahrer meinten, es gebe von hier nach Norden immer weiter hinab in eine unbekannte Tiefe. „Starr und fast bewegungslos“ nennt Tacitus dieses Meer, „Saum und äußerste Zone des Erdkreises; über ihm gehe die Sonne nicht unter, weil ihr letzter Glanz sich bis zu ihrem Aufgange erhalte. Der Volksglaube,“ so sagt er weiter, „wolle beim Auftauchen der Sonne einen Klang vernehmen, Göttergestalten und ein strahlenumgebenes Haupt erblicken. Dort siehe, und die Sage habe recht, der Grenzstein der Schöpfung.“

Volkswitz in der Sprache.

Daß sich der Volkswitz von jeher besonders gern in allerlei theils gelehrt, theils ungelerten, theils geschichtl., theils ungeschichtl. Wortveränderungen ergangen hat, ist bekannt: schon Nischart, Hans Sachs, Martin Luther und besonders der von Schiller in der Wallensteinischen Kapuzinerpredigt nachgeahmte Ulrich Mejerle, genannt Abraham a Santa Clara, haben darin Hervorragendes geleistet. Da wurde „Alchimisterei“ zu „Altkümmisterei“ gewandelt, „Philosophus“ zu „Philosofantus“, die „Kantippe“ sehr hübsch zur „Kantippe“, der „Notar“ zum „Notarr“, das „Fundament“ zu „Lutenament“, die „Provision“ oder „Profession“ zur „Prostfession“, der „Professor“ zum „Prostfester“ und der „Zelutier“ endlich zum „Zelwidder“.

Spätere Zeiten haben diese Verdrehungswissenschaften weder forsorglich. Da wurde die „Cigarre“ zur „Ziehjarre“, der „Korsdamer“ zum „Koisdamischen“, der „Civilverdienstorden“ zum „Zuvielverdienstorden“, die „Aprifole“ zur „Appelfole“, das „Mäuderkerzchen“ zum „Mänderkerzchen“, „radifal“ zu „rautenfahl“, „Tribüne“ sehr anständig zur „Treppe“, der „Trainsoldat“ zum „Tränksoldat“, „Janitscharenmusik“ zur „ganzen Scharenmusik“, „Gasbeleuchtung“ zur „Gassenbeleuchtung“, der „Kanarienvogel“ zum „Kanarienvogel“, der „Apotheker“ zum „Abedeker“, der „Kneiter“ zum „Kneitbier“, die „Gouvernante“ hübsch zur „Jungfer Kante“, der „Dragoner“ zum „Trojaner“, „Champagner“ zu „Schlammvagner“, „Rheumatismus“ sehr gut zum „Reifmatisimus“, „Kochschinken“ zum „Kochschänken“, das „Poloquerschändchen“ zum „Poloquerschändchen“, die „medicinische Venus“ zum „medicinischen“, die thüringische Stadt „Apolda“ zu „Apollo“ in dem bekannten Sündenentwender vom Knaster, „den uns Apollo präpariert“, die „Frieden von Rummegen und Answyt“ zu „Frieden von Rimmweg und Reifweg“, der Sieg bei Le Mans zum großen Siege bei „Lehmans“ und endlich der „Koloradofaser“ zum „Kohlrabifaser“. Und von welchen Ungeheuerlichkeiten konnte erst der Apothekenbesessene erzählen! Was fordert man nicht alles an seinem Verkaufstisch und dabei alles Ernstes und einfältigen Gemüthes, da der im Worte liegende Verdrehungswitz durchaus nicht von jedem verstanden wird! Der eine will „umgewandten Napolium“ (unguentum Neapolitanum), ein anderer verlangt nach einem „Dohlenfranzenspflaster“ (emplastrum oxycroceum), ein dritter erstrebt ein „doppeltes Diatomspflaster“ (Diachnoluspflaster), den vierten zieht das Herz zu einer „ollen Fufade“ (Arlebulade), ein fünfter fordert, ein Sohn seiner Zeit, hartnäckig sein „Sektenpulver“ (Zufektenspulver), ein sechster leucht wehmüthig nach einer „kalten Lunte“ (Koloquinte) und der umhänzerlich gestimmte siebente endlich heißt gebieterisch das „Kapotöl“ (Kajaputöl). Wieder einen andern zieht es unwiderstehlich zur „spizen Venore“ (species lignorum), zur „feinen Grete“ (foenium graecum) oder endlich zum „Lottenpflaster“ (Mellilotenpflaster), während der Unglücklichste zum äußersten Mittel, dem „Rhinocerosöl“ (Rhinocerosöl) zu greifen entschlossen ist. Jeder Apotheker, jeder Droguenhändler, jeder Kaufmann kann die kleine Auswahl um bedeutende Vorkläutchen vermehren, jeder Leser darüber näheres lesen in Andrejens „Deutscher Volksetymologie“ (Heilbronn, Hemminger). Aber mit der Andrejenschen Zusammenstellung ist die Anzahl dieser Verdrehungswitze, die gewiß zum Theil auch Worterklärungs- und ableitungsversuchen ihre Entstehung zu danken haben, bei weitem nicht erschöpft, kann nicht erschöpft sein, denn jeder Tag gebiert neue, und während wir die folgenden, unseres Wissens bisher noch nicht zusammengefaßten jüngsten Kinder des Volkswitzes einer kurzen Aufzählung unterziehen, ergangen sich bereits andere, noch jüngere, ungelächte in dem fruchtbarsten Boden des Volkswitzes, der dann selbstver-

ständig seinen Muthwillen besonders an der großen Zahl unserer Fremdwörter übt, ohne übrigens daneben das sich bietende heimische Wort völlig zu verlassen.

Gelehrten Ursprung verräth es, wenn der Studio das Faß „Schlußseßne“ (successive) leert, wenn man den „Gymnastiker“ zum „Gymnastiker“, den „Defonom“ zum „Mistler“ und mit Anknüpfung an den Johanner zum „Guanier“, den „Millionär“ zum „Millioneseer“ macht und in Anlehnung an „Diphtheritis“ die „Dichteritis“ geschaffen hat; wenn man vom Geistlichen sagt, er „marinirt“ (mentorirt), wenn man von einem „Periculum“ oder gar „Pericles in Morea“ (periculum in mora, es ist Gefahr im Verzuge) spricht, wenn man die „Matrikularbeiträge“ in „Matrikularbeiträge“, die literarischen Studien des Aristoteles böswillig in „Arist-amstudien“ verwandelt, und wenn man sich endlich eine „Herdianda“ (Veranda) erbaut, auf welche eine „Lavenelstreppe“ hinaufführt. Gelehrten Ursprungs ist auch das unvermeidliche „massive“ Mitglied (für massiv), die „Prästation“ auf der Regelbahn (der hohe Turf, bei dem alles zusammenprallt, besonders thüringisch), der allbekannte und sehr ansprechende Jupiter „Kammon“ (statt Jupiter Ammon) und die scherzhafte Auslegung des wissenschaftlichen Namens der Wiesenhalbe (Salvia pratensis) zu „Salvia (als Name aufgefaßt, braten Sie's!)“. Nur ein Gelehrter konnte endlich zuerst „Erhidren“ feiern (Erzigen), seinen „Kaufasus“ (von launen) nicht in Ordnung finden und seinen „Log“ im Spiel, das heißt das, was ihm liegt, seinen „Lago maggiore“ nennen.

Zu das Spiel! Natürlich hat es eine ganze Reihe von Volkswitzern unserer Art geboren: nur „einen Nomen“, und wir werden sie der Reihe nach „bestillieren“ lassen.

Nur einige andere zuvor, die nicht durchaus gelehrter Abstammung zu sein brauchen: aus „melancholisch“ machte Nischart zuerst „maulhen-tolisch“ (so noch heute in der Lausitz) und unsere Zeit „melanlatolisch“, aus dem vom Trinker viel gebrauchten „Pröschchen“ (prosit) wurde das scherzhafte „Pröbtschen“, aus unbestimmten, einer ungewissen Zukunft überlassenen Dingen wurden die an das Wort „rathen“ (d. h. errathen) angelehnten „Rathhausfächer“, die doch scheinbar auch die bekannte Thatsache andeuten, daß die Väter der Stadt in allen „zwei- bis dreifachen“ Dingen länger sind, wenn sie vom Rathhause kommen, als vorher, da sie in dickeres Schweigen eingehüllt der Sitzung zuschritten. Auf gewisse Dinge kann man ruhig „Gips“ (Gift) nehmen, beim Abschiede dem Freunde zurufen: „Leben Sie so wohl, — als auch!“ und dann „beiriedrich“ von dannen gehen. Natürlich entgegen der andere darauf: „Wöhler!“ das geht mit dem besten „Wilhelm“ (Willen) nicht anders. Der Leser erkenne in den letzten Beispielen sofort Berliner Kinder, zu denen unter anderem auch der öfter begegnende „Handschüter“ (Handschuhmacher), das bekannte „Kashorn“ (Kase), die beliebte „Behauptung“ (But), der „Schneiderkarpfen“ (Hering) und endlich der „Schmittenfeger“ (Barbier) gehören.

Doch wir wollten zum Spiel übergehen, und zwar besonders zu dem allmählich epidemisch gewordenen Sat! Da spielt der eine „Kairo“, der andere meint ziemlich sinnlos: „Karo ist ein Hundename, die Einwohner heißen Karotten!“ Das richtige „Carreau“ wird im allgemeinen angestrichelich gemieden. Ein zweiter spielt Pique und sieht sich daher veranlaßt, zu sagen: „Picus der Specht!“ worauf der andere unansprechlich mit Ruhe und Sicherheit einfällt: „Aurore, die Waldschneepfe!“ „Piccolomini!“ sagt der glühende Schillerverehrer. „Nöthen liegt bei Wattersdorff!“ ruft der

* Seine sagte einmal, Kothschütz bekaunte ihn „familionär“.

die rothe Farbe Auspielende, und „Trefflich schön singt unser Küster!“ jubelt der glückliche „Edernsolobesitzer“. „Solo?“ Reist begegnet es als „Solo“, indessen ist auch das freundlich fragende „Sölchen?“ nicht ungebrauchlich. „Turnips“ oder „Turko“ ruft man dem andern zu, wenn man tourniren will. „Null auf's Pferd“, oder auch wohl witzloser „auf's Ross“ nennt man das „Null ouvert“ Spiel, und als einen „Verier“ kennzeichnet der Student im fideles Bierlat das Spiel, welches an sich (per se) „rümmt“. „Nun, rümmer, am rümsten!“ jubelt sodann der Chor, und das italienisch angehauchte Opferlamm läpelt ein entzückungsvolles „fuschitato“. Das kommt davon, wenn man nicht Lehre annimmt: „raus mit der Fide (Fehn) auf den Reichdamm!“ hatte ihm sein „Ede“ (meist als Abkürzung von Eduard gefaßt, eigentlich = französisch „aide“ Mitspieler, Gehilfe) mahnd zugerufen. — vergebens — vorbei, geendet ist das Spiel und kostet 3 „Silbermergen“ (= Groschen) und 6 „Rähndricke“ (Pfehnige). Was Tufelmeier aber in letzter Zeit auch überall für haarsträubendes Pech gehabt hat! Am Abend vorher hat er auf der Kegelbahn zum Entsetzen aller, die mit ihm auf derselben „Vertion“ (Parie) waren, regelmäßig seinen „Porus“, oder, wie andere meinen, seinen „Borax“ geworfen, unter dem man nun freilich weder den aus der Geschichte Alexanders des Großen bekannten indischen Fürsten Porus, noch das ebenso bekannte borlaure Patron zu verstehen hat, sondern einfach den Mitterwurf, bei welchem die Kugel die Mitte der Kegel durchbohrt hat.

Und wenn er dabei wenigstens noch „Kuhrand“ (Courant), d. h. nur die meist 6 zählenden mittelsten drei Kegel geworfen hätte! So aber hatte er in seinem Mißgeschick einen mehr getroffen, oder, um mit den Worten seiner Mitspieler zu reden, „Kuhrand mit Agio“ geworfen.

Ja, ja: nicht einmal die Poesie ist sicher vor diesem vor nichts zurückschreckenden Volkswitz. Da deklamirt der übermüthige Knabe mit Würde: „Ruth zeigt auch die Muhne Laß“ (der Rameleud), da steht der glückselig schwelgende Tyrann Polykrates bei ihm zwar auch still- und würdevoll auf seines Daches Zinnen, aber nur „als Schaute (Scheltwort) — Schote“ mit vergnügten Sinnen: da zählt der abgebrannte Glodenwater zwar auch die Hänpter seiner Lieben, „doch sieh, es sind statt sechs sieben“, da liegt Ahlands guter Kamerad zu seinen Füßen, „als wär's ein Stück Papier“, da wird Agathens „schöner grüner Jungfernkranz“ (aus dem „Schreibrick“) angehängen mit den Worten: „Schöner, grüner, — schön schmückt der Wein am Rhein, juchheh!“

Und hiermit habe Lieb — und unsere kleine Sammlung ein Ende! Der freundliche Leser aber, dem beim Lesen gewiß noch manche andere drollige Ausgeburt des fast in jedem Gebiete menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit üppig wuchernden Volkswitzes eingefallen ist, soll höflich gebeten sein, dem Verleger Mittheilung davon zu machen, sei es, daß er sich dabei geradeswegs an ihn oder an die Redaktion wendet. „Ent — oder weder!“

Dr. Söbns.

Mariettas Ideal.

Ein Geschichtchen aus dem neapolitanischen Volksleben von S. Rosenthal-Bonin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Marietta Polli stand an der Ecke einer Seitenstraße, die vom Toledo, der belebtesten Verkehrsader der Stadt Neapel, zum Largo Mercatello führt, an ihrem rohgezimmerten hölzernen Tischlein und sang zur Gitarre, denn sie war Straßensängerin von Beruf. Ihre Besitztümer waren der unangezeichnete Tisch, eine irdene blaugelbte Salatschale darauf, in welche die Vorübergehenden das Geld hineinlegten, und ihre Gitarre.

Jeden Morgen um sieben Uhr kam Marietta mit ihrem Tisch an, stellte ihn an ihrem „Stand“ auf, setzte die leere Schale neben sich, ergriß die Gitarre und sang bis acht Uhr fromme Lieder, von acht bis Mittag ernste Operarien, von Mittag bis zur Dämmerung nationale Liebesanzionen und dann bis elf Uhr nachts „gemischtes Repertoire“.

Ward es dunkel, so stand ein Delnachtslämpchen mit rothem Glase neben ihrer Schale.

Pünktlich um elf Uhr nachts hängte Marietta die Gitarre über die Schulter, löschte das Licht aus, schüttete ihr Geld in die Tasche, barg das Lämpchen auf einer Steinverzierung des Hauses über ihrem „Stand“, erhob den Tisch über den Kopf und wanderte so davon. Ihr Nachtlager hatte sie in einem abends geschlossenen Hausflur, neben einer Flickschusterwerkstatt, die hier in einem kleinen Holzverlader eingerichtet war.

Marietta hatte auch Familie, ihre Mutter ernährte sich von dem Verkaufe von Taschentüchern, Dverglastern, Cigarrentaschen, Brillen und ähnlichen Dingen, welche ihre beiden Knaben aus den Taschen Fremder und Einheimischer stahlen. Frau Polli verstand ihr Geschäft und die Bubens waren fleißig und geschickt.

Es ging ihnen leidlich, wenn auch hier und da Hungertage vorkamen. Jede Woche einmal traf die Familie an der Villa reale, dem berühmten neapolitanischen Promenadengarten am Meere, zusammen, zur Zeit, wenn die Musik spielte. Dann spendete Marietta jedem der Ahrigen eine Orange und einige geröstete Kastanien und gab ihrer Mutter ein paar Soldi — darauf ging man wieder auseinander. Die Bubens schliefen in Kisten oder Körben ausladender Schiffe am Hafen. Mittags trafen sie ihre Mutter an einer Maccaronifische an der Molostraße, lieferten ihre „Waare“ ab und nun wurde geschmaust: Maccaroni in Cel mit Goldäpfeln, gebratene Fische für — fünfzig Centesimi — und ging es ihnen gut, so durften auch sechzig, siebzig draufgehen für alle, danach ging man wieder aus Geschäft. So lebte die Familie Polli in neapolitanischer Art — recht und schlecht von dem Gebrauch ihrer Talente.

Marietta galt als die vornehmste der Familie, denn sie kleidete sich nett, hatte es zu einer sicheren Schlafstelle gebracht und verdiente viel — die Brüder hatten nachgerechnet, daß sie oft drei Lire den Tag einnahm. Wo sie „den Haufen“ Geld hinbrachte, diese Frage beschäftigte Mutter und Söhne viel; jedoch nur in bitteren Nothtagen wandte man sich an Marietta, und dann gab diese zwar nicht reichlich, aber doch ganz anständig.

Marietta war sehr hübsch, ihr Vater war ein Römer gewesen und von diesem hatte sie die stattliche Figur, die breite Stirn, die großen schönen Augen und von der sizilianischen Mutter die scharfabfallende Nase, den kleinen Mund mit den starken Lippen und einen wahren Urwald von krausen schwarzen Haaren, deren Wellen auf- und niederhüpften, wenn sie mit schmetternder Stimme sang, indes die Augen melancholisch zu Boden saßen und nur ausblinckten, freundlich, heiß, sonnenhaft, wenn eine Gabe in die Schale fiel. Mit Männern schwagte Marietta nie, ab und zu in Singpausen mit ihrer Nachbarin, welche an der Ecke neben ihr saß und auf einem Brette, das über einem hohen Korb lag, getrocknete Kürbiskerne feil hielt.

Die Straßensängerin hatte einen gewissen Ruf, nicht nur beim niederen Volke; man wollte ihr allgemein wohl, sie galt

für tugendhaft und war es auch und manche gute Familie in der Nähe ihres Staudes nahm sich ihrer an und half ihr mit abgelegten Kleidern; der alte Principe Dorande, der täglich, wenn er nach seinem Palazzo ging, an Mariettas Ecke vorbeifam und ihr jedesmal zunickte, hatte ihr bei seinem Tode sogar zweihundert Lire vermacht. Marietta stand in Achtung — freigebigen Fremden, die, von ihrer nationalen Schönheit berückt, ihr den Hof machen wollten, setzte sie kaltes, hartnäckiges Schweigen entgegen, sogar einen erstun Freier, einen Fachino des Hotels de Rome mit goldbordierter Mütze, hatte sie abgewiesen.

Das kam daher, weil Mariettas Träumen und Denken, ihr Ideal der Besitzer einer Carozella war, eines jener kleinen, neapolitanischen Einspanner, welche zu Tausenden das tobende Gewirr der Neienstadt durchheilen und von Arm und Reich zu Fahrten benutzt werden. Marietta schwärmte nicht nur für den Eigener solch eines Gefährtes, sondern auch für das Fahren überhaupt, und nicht selten wandte sie an Sonntagvormittagen, an welchen sie nicht lang, eine Viva auf, um von einem Ende der Stadt zum andern hin und zurück sich kutschieren zu lassen. Dann saß sie in dem Wägelchen, angethan mit ihrem blauen Sonntagskleide, dem hellgelbseidenen Brusttuch, zwei riesige rothgoldene Ohringe in den kleinen röthlichen Ohren, stolz und majestätisch zurückgelehnt wie eine Königin, und ihre Augen leuchteten vor Lust und befriedigtem Ehrgeize.

Es meldeten sich viel Freier bei der sehr hübschen Marietta, jedoch ein Carozellabesitzer befand sich seltamerweise nie unter diesen.

Ob diese gleich verheirathet zur Welt kämen, frug sich Marietta oft ganz zornig, denn sie war merkwürdigerweise nie auf einen ledigen gestoßen, und sie besaß doch die wunderbare Gabe, nach den ersten paar Worten beim Einsteigen in das Wägelchen schon herauszubekommen, ob einer verheirathet wäre. Es schien gar keine ledigen jungen Leute derart zu geben.

So verging die Zeit im Fluge. Ein Jahr nach dem andern rollte dahin — es meldete sich bei Marietta kein Carozellakutscher, der sie zur Frau begehrte, und das Mädchen fing an, sich den verhängnißvollen Fünfundzwanzig zu nähern — das ist die heimliche Altersgrenze, bei welcher die meisten Italienerinnen beginnen, umfangreicher zu werden, als mit den Gesetzen der Schönheit sich verträgt.

Marietta fühlte mit Schrecken, daß sie keine Ausnahme von der Regel machte, und sie stellte sich vor, daß in einem Jahre

vielleicht sie an ihrer Straßenecke nicht mehr stehen und singen könnte, ohne ausgelacht zu werden.

Dieser ihr Beruf ward hinfällig mit der schwindenden Jugend. Was sollte sie dann thun, um sich einen Lebensunterhalt zu erwerben? Eine Schule hatte sie nie besucht, irgend eine Handfertigkeit nicht gelernt, in eine Fabrik gehen — Neapel hatte zu jener Zeit nur wenig derartige Arbeitsstätten und diese waren überfüllt von schlechtbezahlten Mädchen. Einen Grüntram aufthun — das hieße Wasser ins Meer tragen, denn fast in jedem

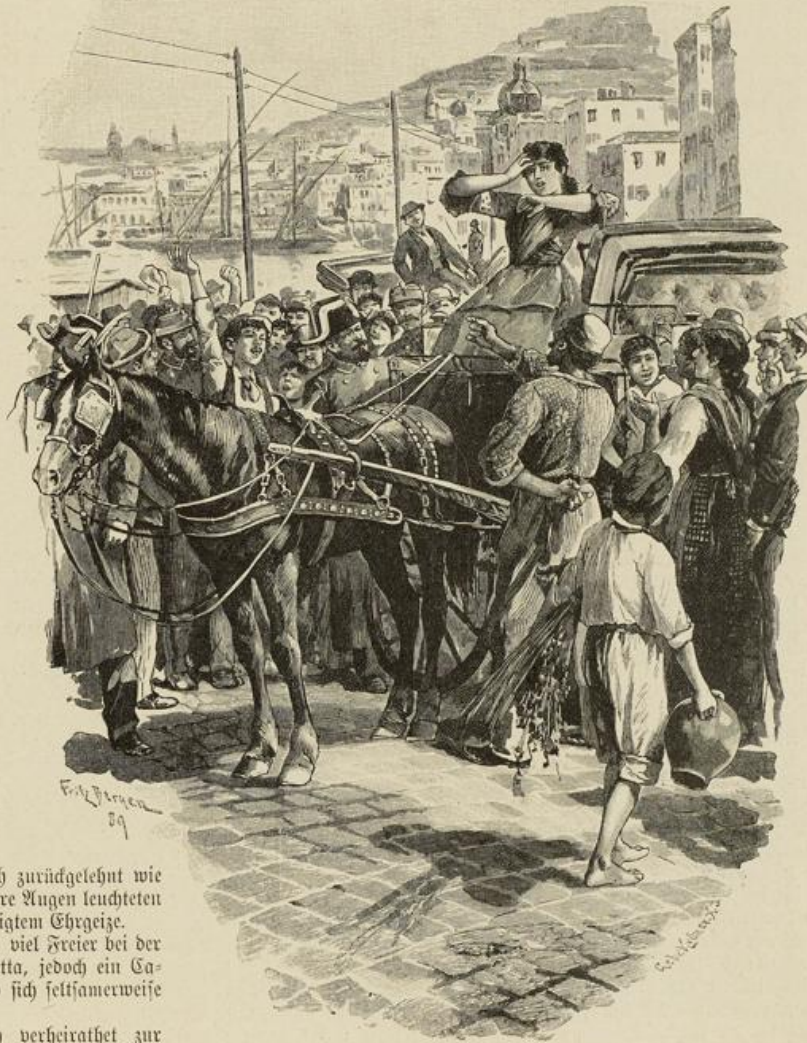
zweiten Hause saß eine Frucht- und Gemüsehändlerin, und auch der Limonadenbuden gab es schon viel zu viel. Einen Beruf wie ihre Mutter ausüben — davor graute ihr, denn es lebte in Marietta ein Funke der Erkenntniß des Anständigen, Guten und Ehrlichen. — Da kam ihr eine Idee!

Sie hatte von einer gereisten Nachbarin erfahren, daß es in der Schweiz Doktorinnen, Telegraphistinnen, Postexpedientinnen und sogar Bahnhofs-kassiererinnen gäbe, die ganz so gut wie die Männer ihr Amt verwalteten und wie die Männer selbständig auftraten, und da eine dunkle Vorstellung von Frauenemanzipation schon lange in Mariettas nicht unbegabtem, klugem Kopfe gährte, so verfiel sie auf den Gedanken: wenn kein Kutscher mit der Carozella zu dir kommen will, so gehe du als Kutscher zu einer Carozella. Einen ehrlichen Beruf darf dir niemand wehren — in diesem Falle hast du erstens das Vergnügen, den ganzen Tag zu fahren, und bekommst zweitens die

Lust noch bezahlt, und als erster weiblicher Kutscher in Neapel wirst du noch ganz anders berühmt werden wie als Sängerin und in kurzer Zeit das Geschäft aufgeben und von Zinsen leben können. —

Das war das Endergebniß einer grüblerischen Stunde der trotz aller Bescheidenheit des Auftretens fecten und süßnen Marietta; die Sache erschien der an Aufsehen erregende Wirkungen gewöhnten Straßensängerin durchaus nicht so sehr absonderlich und ungewöhnlich, und wie der Entschluß in ihr reif und klar geworden war, so handelte sie auch sofort.

Sie suchte ein sorgfältig versteckt gehaltenes Büchlein hervor, ließ sich von ihrem Schuhlickerwirth die darin verzeichneten Summen zusammenrechnen und bekam von diesem bestätigt, was sie allerdings



Eine gewaltige Menge hatte sich angesammelt und säumte und lastete

sehr gut im Gedächtniß hatte, daß sie neunhundertdreißig Lire erspart hätte, die felsenficher auf der Nationalbank lägen.

Marietta hatte unbeschadet ihres „Künstlerthums“ einen echt italienischen Geschäftssinn, sie ging zuerst zu einer Base, die eine gute Stimme und etwas Geld hatte, auch noch leidlich jung war, und bot dieser ihren Stand sammt Tisch und Guitarre zum Kauf an. Die Base ging mit Freuden auf dies vortheilhafte Geschäft ein, und schon am nächsten Tage sah man an der Ecke von San Ferdinando statt Mariettas stattlicher, runderlicher Erscheinung an dem bekannten Tische mit der allbekannten Guitarre am grünen Bande eine magere, sehr viel gelblichere Person, die aus Leibeskräften sang. Marietta aber feilschte bei der Witwe eines kürzlich verstorbenen Carozzella-Fuhrers hartnäckig und zäh um ein mageres Pferdchen und eine schön roth angestrichene Carozzella mit einem neuen Winstenppich am Boden und zwei großen hellen Laternen unter dem Kutscherbock. Sie gelangte glücklich in den Besitz dieser kostbaren Güter um den Preis von siebenhundert Lire.

Nachdem dies Geschäft beendet war, begab sie sich nach Melito, einem Ortchen bei Neapel, von wo ein Omnibus nach Neapel ging, setzte sich oben neben den Kutscher und bat diesen, sie doch für das Passagiergeld täglich das Fahren zu lehren. Der faßte die Sache als einen Spaß auf, der noch Geld einbrachte, er willigte ein, und so fuhr Marietta achtundzwanzigmal vier Stunden und fußte sich nach Verfluß dieser Lehrzeit als vollkommen sicherer und ausgebildeter Kutscher.

Eines Tages hielt sie denn auch in der Nähe des Hafens mit ihrem Wägelchen, nahm darauf den Platz als Kutscher ein und wartete auf Fahrgäste. —

Es war ihr doch da oben etwas seltsam bang und bekümmert zu Muth, als sie, einen lackirten schwarzen Hut auf den krausen Haaren und die Peitsche in der Hand, in das tobende eilende Straßenleben, der Fahrgäste gewärtig, hinabsah.

Sie saß noch keine zehn Minuten, da hatte sie nicht nur die Aufmerksamkeit von einigen hundert Vorübergehenden, die stehen blieben, sondern auch die viel verhängnißvollere der Polizei erregt.

Zwei Stadtsergeanten mit großen Dreimaslern auf dem Kopfe, zwei Municipalpolizisten mit grauen Mänteln und Käppis ohne Nummern und zwei Straßenwächter in schwarzem Waffenrock und Käppis mit Nummern, also sechs Mann der öffentlichen Ordnung standen denn plötzlich vor ihrer Carozzella und legten die Hände auf sie selbst, den Wagen und das Thier.

„Wo haben Sie Ihren Erlaubnißschein?“ hieß es.

Marietta hatte keinen; davon hatte sie nichts gewußt. —

„Der Wagen hat ja eine Nummer, die Laternen sind gepußt und in Michtigkeit!“ vertheidigte sie sich.

„Sie haben also keinen Schein?“ fragten die Gestrengen.

„Nein!“

„So folgen Sie uns zum Officio centrale, zur Hauptwache!“

„Zur Wache!“ stieß ganz fahlbleich werdend Marietta aus, und vor Schreck und Angst zitterte sie, daß sie die Peitsche fallen ließ und das Pferd unruhig ward und die Ohren spitze.

„Ja, steigen Sie herunter und geben Sie uns Pferd und Wagen!“ befahl man ihr in sehr amtlichem Tone.

Marietta brach neapolitanisch laut in Schreien und Weinen aus. Eine gewaltige Menge hatte sich jetzt um die Verhandlung angeammelt und lärmte und lachte: ein Frauenzimmer als Carozzella-Fuhrer — das war etwas Neues, viele hatten den weiblichen Kutscher erkannt, Marietta die Sängerin als Kutscherin jetzt — das war etwas für die standallüsteren und nach Neuigkeiten begierigen Neapolitaner, für die hunderttausend Nichtsthuer sowohl wie für die andern Bürger. Man war in hohem Grade neugierig und gespannt auf die Entwicklung der Dinge. Die Menge wuchs ins Ungeheure.

Marietta jammerte, schrie und weinte lauter und stieg nicht vom Bock; sie war ganz sinnlos vor Angst und Zorn.

Die Menge begann Partei für sie zu nehmen und den eingekerkerten Polizisten wurde es schwül.

Da entstand in der Menge ein Schimpfen und Rufen, Arme erhoben sich, Hüte fielen von den Köpfen, es wurde hin- und hergeschoben. Jetzt sah man einen jungen Mann gewaltsam durch die Menge sich Bahn machen, er drang rücksichtslos fest und geschickt vor und nun stand er am Wagen bei den Polizisten — es war ein netter; aber ärmlich gekleideter Mensch, dem man es ansah, daß es ihm nicht besonders gut ging.

„Woran fehlt es?“ frug er athemlos. „Sie hat keine Genehmigung?“

„Ja!“

„Die habe ich — aber keinen Wagen, und ich übernehme den Wagen,“ ließ der junge Mann mit kräftiger Stimme verlauten.

„Darf ich?“ rief er zu Marietta auf den Bock hinauf und übergab hierbei einem der Polizisten ein ziemlich großes, nicht sehr sauberes Papier, das er aus seiner Rocktasche zog.

Marietta verstand vor namenloser Verwirrung gar nichts.

„Der Signore hat einen gültigen Schein und keinen Wagen und will für Sie eintreten,“ erklärte ihr der erste Sergeant, welcher im Hinblick auf die Haltung der Menge froh war, daß die Sache sich so gut zu lösen schien.

Marietta begriff noch immer nicht. „Will mich heirathen?“ frug sie, die Augen immer noch voll Thränen wie geistesabwesend.

Ein furchtbares Gelächter, das über den ganzen Platz lief, erscholl auf diese Frage.

„Das wissen wir nicht,“ erklärte jetzt der Sergeant Marietta lächelnd; „vielleicht ist der Herr auch noch so freundlich,“ fügte der Polizist mit echt neapolitanischem Wize hinzu. „Vorerst will er mit seinem Erlaubnißschein das Geschäft übernehmen, denn auch wenn Sie einen solchen hätten, Signora, dürften Sie als Frauenzimmer hier in der Stadt nicht fahren!“ beehrte der Polizeimann. „Sie nehmen an?“ frug er.

„Ja!“ antwortete mit leuchtenden Augen Marietta, ihren hübschen Ketter ansehend.

Ein lustiges überlautes Gemurmel wogte über die Menschenmenge. Unzählige Evidiva ertönten zum blauen Himmel, man ließ den jungen Mann, der so ritterlich und klug für die Bedrängte eingetreten war, „leben“ und wünschte ihm und der Signora Glück und freute sich über die nette Lösung des Straßendramas.

Marietta war währenddessen vom Bock gestiegen, hielt dankbar beide Hände ihres Retters, der nicht unfreundlich in das runde Gesicht mit dem krausen Haarwald und den großen schönen schwarzen Augen sah. Die Menge jubelte bei diesem Anblick, der sich ihr jetzt darbot, noch mehr.

„Meine Herrschaften,“ sprach nun der erste Sergeant zu den beiden, „Sie müssen mir doch zur Kontrollstation folgen, weil die Nummer des Wagens in den Schein eingetragen werden muß; erst dadurch wird er für diese Carozzella gültig.“

„Sie geben die Carozzella und das Pferd zu diesem Schein?“ richtete er seine Worte an Marietta.

Von neuem „Ja!“ und dankbar glückselige Blicke in die funkelnden Augen des schwächtigen Retters, der in seiner schmächtigen Kleinheit, Gelbheit und Beweglichkeit Neapolitaner vom reinsten Wasser war.

„So, bitte, steigen Sie ein!“ forderte der Sergeant die unternehmende Erfängerin und jetzt auch Erführerin auf.

Und Marietta stieg in den Wagen, der Ketter mit seinem Schein auf den Bock; Marietta nahm nicht so stolz wie Sonntags, aber doch ganz vergnügt und zufrieden Platz.

„Geben Sie Raum, meine Herrschaften!“ riefen die Polizisten unermülich in die Menschenmauern — die Menge wich endlich, und in langsamem Schritt fuhr die Carozzella, kutschirt von dem Ketter, begleitet von den sechs Polizisten und gefolgt von einer großen Menge Volkes, dem Municipalplatz zu.

Die gesellschaftlichen Feindlichkeiten nahmen dort nicht viel Zeit in Anspruch und verliefen heiter und befriedigend für alle Theile. Marietta übergab ihr Gefährt, für das sie keinen Erlaubnißschein hatte und keinen bekommen konnte, dem netten jungen Mann, der einen Schein, aber keinen Wagen dazu hatte, und die Folge dieses Geniestreiches der muthigen Marietta war, daß ihr Ideal sich dennoch verwirklichte.

Ihr Carozzella-Führer heirathete sie nach Verlauf von acht Wochen, hatte bald so viel seiner Berühmtheit in Volkskreisen wegen zu fahren, daß er sich zwei Pferdchen zum Wechseln halten mußte, und war so klug und gutherzig, seine Marietta, die zwar einige Jahre älter war als er, aber ihm ein behagliches Leben wieder ermöglicht hatte, gut zu behandeln und es ihr nie abzusprechen, wenn sie am Sonntagnachmittag einmal Carozzella zu fahren wünschte.

Das ist der Lebenslauf von Marietta Polli, der Straßenfängerin, bis zum Hafen der Ehe, in welchem sie durch Muth und Unkenntniß der Geseze und durch die Huld des Geschickes, obwohl die Sache schon recht zweifelhaft war, ihr Ideal erreichte.

Blätter und Blüten.

Einige Oster Speisen. Es giebt viele, die meinen, die Festspeisen seien nur dazu da, um die Feststimmung durch einen guten Witz zu erhöhen. Sie mögen bis zu einem gewissen Grade recht haben; denn ein Blick auf die heutige, Osterladen veritigende Menschheit scheint kaum eine andere Deutung zuzulassen. Immer war dies jedoch nicht der Fall. Der Grund, warum man an verschiedenen Festtagen bestimmte Gerichte aß, war ein viel tieferer. Die Festspeisen erinnern an alte längst gestürzte

kriegte Herzog Moriz wegen des Stiftes Würzen. Der erstere besetzte die Stadt am Palmsonntag des Jahres 1542. Der Streit wurde durch Luther und Philipp von Hessen gütlich beigelegt, die Truppen hatten nun nichts mehr zu thun, als die Osterladen zu verzehren, daher scherzhaft dieser Krieg der „Ladentrieg“ genannt wird.

Thurmbläser am Ostermorgen. (Zu dem Bilde S. 185.) Die Sitte, vom Thurm zu blasen, war im Mittelalter in allen deutschen Städten üblich; es waren meistens junge Leute, die sogenannt

oder vergessene Götter oder haben zum Theil noch heute eine symbolische Bedeutung. Das rothe Ei Ostaras, der heidnischen Frühlingsgöttin, ist allgemein bekannt; der Osterhase legt es noch heute in allerlei Farben. Ähnliche Bedeutung haben auch andere Oster speisen, die sich hier und dort erhalten haben. Einige, wie das Osterlamm, das Osterbrot, hängen mit der christlichen Lehre zusammen und bedürfen keiner Erklärung, insofern sie als rein symbolische Speisen auftreten. An andere knüpfen sich jedoch ganz besondere Ueberlieferungen.

An vielen Orten wird z. B. das sogenannte „Karfreitagsbrot“ gebaden. Der kleine Brotlaib wird das ganze Jahr hindurch bis zum nächsten Karfreitag aufbewahrt, und kleine Abschnitte desselben werden in ein Glas Wasser gemengt und als Medizin den Kranken gereicht. Am Gründonnerstag soll irgend eine grüne Speise vorgelegt werden; man isst heute in der Regel Spinat mit Eiern; früher war das Gericht umständlicher, man bereitete den sogenannten „Ostertohl“, in dem neumerlei Kräuter enthalten sein mußten, und wählte dazu verschiedene um die Osterzeit aufstehende Pflanzen. Neumerlei Kräuter vlegte man auch in einen Eierluchen hineinzubaden.

Diese Speisen sind sehr alten Ursprungs und stammen noch aus jener Zeit, da die germanischen Jungfrauen im ersten Schein des Ostermorgens das Osterwasser schöpften. Der Frühlingsanfang, den ja das Osterfest bedeutet, brachte den Menschen jener heidnischen Zeiten viel Wunderbares mit, das später auf die christlichen Feiertage bezogen wurde. So sollen z. B. nach dem Volksaberglauben verschiedenere Gegenden noch heute schwarze Heimen in der Nacht vom Gründonnerstag auf den Karfreitag die berühmten, gegen allerlei Leiden wirksamen Antlaxer legen, und noch heute gilt vielfach der Volksglaube, daß Pflanzen, die um die Osterzeit eingetragen werden, besonders heilkräftig seien und auch vor Krankheiten schützen. Man kurirt ja noch heute das Halsweh mit Weidenröschen, die am Palmsonntag gekammelt wurden.

Von allen den oben angeführten Speisen haben sich nur wenige bis auf unsere Zeit erhalten. Die praktische Welt hat das beibehalten, was gut schmeckt und gut nährt, und so sind bei uns die Osterladen das Hauptgebäck für Ostern.

Au diese knüpft sich sogar eine Begebenheit, die unserer heimathlichen Geschichte angehört. Der kurfürst Johann Friedrich von Sachsen be-



Ostern im Försterhause.

Zeichnung von A. Branner

waren meistens junge Leute, die sogenannt Citypfeifer, welche bei festlichen Gelegenheiten, namentlich am Oster- und Pfingstfest, in früher Morgenstunden diese Thurmruß besorgten.

Auf unserem Bilde sehen wir die jungen Musikanten fleißig bei der Arbeit. Namentlich die Frauen schmettern lustig in den heitern Morgen des Ostermontags hinaus, welcher über die Dächer und Thürme der Stadt sein helles freundliches Licht ausgießt. Der alte Thürmer trinkt seinen Morgentrunk; über ihm am Fenster lehnt die junge Frau, während das Kind der Thürmerfamilie am Geländer steht und mit dem treuen Hündchen in die sonnige Stadt hinabsieht.

Für das Bild ist die Zeit von 1540 bis 1600 angenommen; auch nach der Reformation erhielt sich die mittelalterliche Sitte.

Ostern im Försterhause. (Zu dem nebenstehenden Bilde.) Rings die erwachende Natur, das friedliche Dörchen mit der Kirche; um den Zaun und die Einfriedigung des Försterhauses rankt sich das junge Grün. Die beiden vor der Thür sitzenden Kinder singen ein Osterlied. Der alte Förster betrachtet mit stiller Wohlgefallen die junge Mutter mit dem Kleinsten auf dem Arm, welches die Händchen nach dem Osterlamm ausstreckt. Links beschäftigt sich ein anderes Kind damit, Ostereier zu suchen, daneben hat ein „Ostereier“ Poßto gefaßt. Das Ganze ist ein freundliches Idyll; die aus dem Winterschlaf auferstandene Natur rüstet sich für die Reife und Fülle des künftigen Jahres und darum spielt auch die Kindervelt am Ostertage die Hauptrolle; denn auch ihr gehört die Zukunft.

Das Feiertagsabendhaus für Lehrerinnen in Sandersheim. Nordöstlich von der uralten Wirkungsstätte der Nonne Roswitha, die einst im 10. Jahrhundert lateinische Lustspiele nach dem Muster des Terenz verfaßte, dehnt sich der mit prächtigem hohen Buchenwalde bedeckte Hüden der „Schanze“ aus; unmittelbar am Eingange in den von mannigfachen Spaziergängen durchzogenen Wald liegt das in einfachen, aber anspredendem Stile erbaute, von Waldesfrieden beschattete Lehrerinnenheim, das zu Ehren des ersten deutschen Erbkaifers aus dem Hause der Kollern und seiner Gemahlin das „Wilhelm-Augusta-Stift“ genannt worden ist. Als über dasselbe in der „Gartenlaube“ zum erstenmal berichtet wurde (Jahrgang 1882, Nr. 52), war es eben vollendet worden und sah seiner Einweihung entgegen. Wenige wußten noch von ihm im großen deutschen Vaterlande. —

Deute ist das anders, und gerne nehmen wir eine Anfrage aus unserm Leserkreise — weit her aus dem Innern Auslands ist sie in die Redaktion der „Gartenlaube“ gelangt — zur Veranlassung, noch einmal auf dasselbe zurückzukommen.

Während seines siebenjährigen Bestehens hat sich das „Feierabendhaus“ im ganzen deutschen Lande einen Namen gemacht und von allen Seiten strömen ihm deutsche Lehrerinnen zu, die hier in stillen Frieden und in verdienter Ruhe den Abend ihres Lebens zu verbringen gedenken. Der Raum des Hauses reicht für 20 Mitglieder und 10 vorübergehende Besucherinnen, Augenblicklich befinden sich außer der Oberin 13 Bewohnerinnen der erdigenannten Art darin. Die Aufzunehmenden müssen sämtlich Mitglieder des Bochumer „Augusta-Lehrerinnen-Vereins“, evangelisch und natürlich deutsche Staatsangehörige sein, müssen ein Alter von 55, oder bei nachgewiesener Dienstunfähigkeit von 40 Jahren haben und eine mindestens fünfzehnjährige, berufsmäßig ausgeübte Lehrthätigkeit aufweisen können. Bei Zahlung eines Eintrittsgeldes von 300 Mark und eines Jahresbeitrages von derselben Höhe erhalten die Pensionärinnen volle Verpflegung, Wohnung, Licht, Feuerung und Wäsche (mit Ausnahme der Leibwäsche).

Von den Vorständen des Vereins nennen wir besonders Superintendent König in Witten und die Lehrerin Fräulein Schüller ebendasselbst, welche beide gern bereit sind, die Satzungen des Vereins zur Einsichtnahme zu überreichen und Auskunft zu geben über alle sonstigen den „Augusta-Lehrerinnen-Verein“ und das „Wilhelm-Augusta-Stift“ betreffenden Fragen. Mögen diese Zeilen das Ihrige dazu beitragen, unsere deutschen Lehrerinnen auf die ihnen gewidmete Stiftung wahrhaft edelgesinnter Menschenfreunde hinzuweisen.

Eine dreitausend Jahre alte Flamme brennt seit den Tagen Homers in Lykien in Kleinasien. Es ist die im Alterthum hochberühmte Chimæra, ein brennender Gasstrom, der aus dem zerklüfteten Serpentinestein eines etwa 350 m hohen Berges hervordrückt. Heute heißt dieser Yanartach („verbrannter Stein“), er trägt an seinem Gipfel eine Oefnung, aus welcher eine meterhohe Feuerfäule ohne Unterbrechung emporwirbelt, während kleinere Flämmchen aus andern Spalten schießen. Die älteste Erwähnung der Chimæra findet sich bei Homer, dann sprechen zahlreiche alte Schriftsteller von ihr, Plinius nennt sie Flamma immortalis, die „unsterbliche Flamme“. Der Umstand, daß man sie in neuerer Zeit, nach Jahrhunderte langer Abgeschlossenheit Kleinasien's, wieder auf der alten Stelle findet, spricht für ihre ununterbrochene Fortdauer. Wie ungeheuer muß der unterirdische Gaskvorrath sein, der ein solches, durch Jahrtausende brennendes „ewiges Licht“ zu speisen vermag!

Die Erben eines feigenen Schülers werden gesucht! Von einem Leser der „Gartenlaube“ erhalten wir die freundliche Benachrichtigung, daß er durch einen Kauf älterer Holzschmitze zufällig in den Besitz eines vergilbten, doch sehr gut erhaltenen Bildnisses des Apostels Judas Thaddäus gelangt sei, welches offenbar einstmals dem Zwecke gedient habe, einen

feigenen Schüler zu Köln für seine guten Leistungen zu belohnen. Auf der Rückseite des Bildes findet sich nämlich folgender handschriftliche Vermerk: „Am Ende des Schuljahres 1807 verdiente diese Belohnung Euerhard Bartman, der in der Geschichte den 2., in der Uebersetzung aus der deutschen in die lateinische Sprache den 3. und in der Religionslehre den 4. Platz erhielt.“

Köln, den 25. Sept. 1807. **Herrn. Jos. Appell, Prof.** Der gegenwärtige Besitzer dieses ehrenden Zeugnißes für Euerhard Bartman würde sich freuen, wenn durch die Vermittlung der „Gartenlaube“ ein etwa noch lebendes Mitglied der Familie Bartman Kenntniß von diesem merkwürdigen Funde erhalte, und ist gern bereit, ihm denselben abzutreten.

Junges Leben. (Zu unserer Kunstbeilage.) Ein herrlicher erquickender Glanz liegt auf der Natur in ihrer seligen Werdegang. In sattem Grün wölben die Bäume des Waldes ihre Kronen, Gräser und Blumen sprossen auf saftiger Wiesenflur, sie kennen nur die lebenspendende, noch nicht die lebensverzehrende Kraft des Sonnenstrahls, noch träibt nicht der fliegende Staub der Strafe ihr frisches leuchtendes Farbenpiel und noch wissen sie nichts von der Schärfe der wachsenden Sense. Unverfälschter Lebensdrang und Lebensodem allüberall!

Und so ist die glückliche Kindesseele! Auch sie wiegt sich frohlich im Blumenmeer; noch hat kein brennend heißer Sonnenstrahl sich mit lähmender Schwere auf sie gelegt, noch hat kein häßlicher Staub ihren klaren Spiegel getrübt, und noch ahnt sie nichts von der wachsenden Sense!

Mit Frühlingsblüthen spielt auf frischgründer Wiese das Kind. Mit kurzem Armchen streckt es die lieblichen Boten des Lenzes der Mutter entgegen, die selbst eine Blume des Feldes, von ihrer Aderarbeit herbeigeilt ist auf ihres Lieblings jauchzenden Freudenruf — Mutter und Kind und Blumen und Wiese und Wald, ein Bild frohlich athmenden „junges Lebens“!

Kleiner Briefkasten.

H. A., Mitglied des Deutschen Sprachvereins in V. Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen! Auch wir haben uns darüber geäußert, daß der Ausschuss von Ernst Heilmann sich dahin mißverstanden wurde, als ob Heilmann den „Allgemeinen Deutschen Sprachverein“ angegriffen hätte. Heilmann hat lediglich die Errichtung der Fremdwörterbibliothek einmal von der andern und, wie auch Sie zu unserer Freude begreifen, sehr beachtenswerthen Seite betrachtet. Der „Gartenlaube“ selbst könnte ja nichts fremdes, sehr beachtenswerthen Seite eines Angriffs auf den „Allgemeinen Deutschen Sprachverein“ zu machen. Als es doch ein Theil ihres Lebens jederzeit gewesen, alle Regungen eines fruchtigen Volkswissenschaftlers — und das ist in der Sprachwissenschaft mit in erster Linie — aus vollem Herzen zu unterstützen, und hat sie es sich doch seit einer Reihe von Jahren zur Pflicht gemacht, entbehrliche Fremdwörter in stetigem Fortschritt aus ihren Spalten zu besätigen. Freilich, auf einen Schlag eine überhäufte Ausbreitung aller Fremdwörter vorzunehmen, dazu kann sich die „Gartenlaube“ verhältnißmäßig nicht entschließen, da dies der guten Sache mehr schaden als nützen dürfte; aber auch mit solchem maßvollen Vorhaben bewegt sie sich ganz auf den Bahnen des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“, unter dessen Verdiensten die Abgeling der Uebersetzung nicht das geringste ist.

Paula G. in Paris u. H. A. in Chemnitz. Wir bitten um Angabe Ihrer näheren Adresse, damit wir Ihnen brieflich antworten können.

Inhalt: Etern. Gedicht von Rudolf v. Gottschall. Mit Abbildung S. 181. — Flammenzeichen. Roman von G. Werner (Fortsetzung). S. 182. — Die deutschen Freiwilger. Von Alexander Fille. S. 186. Mit Abbildungen S. 186, 187 und 188. — Von Nord zu Nord. Schilderungen aus Norwegen von L. Baharg. S. 188. — Die deutschen Freiwilger. Von G. Salzman. S. 189, 190, 191, 192, 193 u. 194. — Volkswitz in der Sprache. Von Dr. Eddus. S. 195. — Marietas Tod. Ein Weichhülser aus dem neapolitanischen Bilde S. 185. — S. 199. — Etern im Forterbau (zu dem Bilde S. 199). S. 199. — Das Feierabendhaus für Lehrerinnen in Ganderheim. S. 199. — Eine dreitausend Jahre alte Flamme. S. 200. — Die Erben eines feigenen Schülers werden gesucht! S. 200. — Junges Leben. S. 200. — Kleiner Briefkasten. S. 200.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

G. Carlitz's Romane und Novellen.

Illustrierte Gesamt-Ausgabe.
Siebenter Band: „Die zweite Frau“.

Die Band-Ausgabe von G. Carlitz's illustrierten Romanen und Novellen erscheint vollständig in 10 Bänden zum Preise von je **3 Mark elegant geheftet, 4 Mark elegant gebunden.**

Vierteljährlich ein Band. Bis jetzt erschienen: Band 1 bis 7.

Inhalt: Bd. 1. „Das Geheimniß der alten Ramsell“. — Bd. 2. „Das Heideprinzchen“. — Bd. 3. „Reichsgräfin Gisela“. — Bd. 4. „Im Schillingshot“. — Bd. 5. „Im Hause des Kommerzienrates“. — Bd. 6. „Die Frau mit den Karfunkelsteinen“. — Bd. 7. „Die zweite Frau“. — Bd. 8. „Goldfische“. — Bd. 9. „Das Eulenhäus“. — Bd. 10. „Thüringer Erzählungen“ (Inhalt: „Antmanns Magd“, „Die zwölf Apostel“, „Der Blaubar“, „Schulmeisters Marie“).

Auch in 75 Lieferungen zum Preise von 40 Pf. zu beziehen. (Alle 14 Tage eine Lieferung.) Bis jetzt erschienen: Hg. 1 bis 53. Bestellungen werden jederzeit in beinahe allen Buchhandlungen angenommen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, wende man sich direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das erste Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen daher die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das zweite Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen Reichspostamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche nach **Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig).

Einzeln gewünschte Nummern liefern wir pro Nummer incl. Porto für 55 Pfennig (2 Nummern 60 Pf., 5 Nummern 85 Pf.). Den Betrag bitten wir bei der Bestellung in Briefmarken einzusenden.

Die Verlagshandlung.

Hierzu die Kunstbeilage „Junges Leben“, Ostergruß der „Gartenlaube“ an ihre Leser.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Reil's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.